

DIE WELTWOCH



Glück im Toggenburg

Toni Brunner, das politische Urtalent, geht nach Hause.

Von Erik Ebnetter

Kinderlose regieren

Was das für die Schweiz bedeutet. *Von Katharina Fontana und Philipp Gut*

Robespierre: Der erste Gutmensch

Tugendterrorist als Volksheld: Frankreich feiert.

Von Jürg Altwegg



**Ist Ai Weiwei
ein Scharlatan?**

Im Westen ein Held,
in China unwichtig

4 194407 006904 48





PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Jahreskalender für Damen Ref. 4947R

Patek Philippe Boutique
at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com

Was ist Ihnen heute besonders wichtig?

Unabhängig davon, wer wir sind und wo wir leben, liegen uns dieselben Dinge am Herzen: Wir wollen sicher sein, dass unsere Familien genug zu essen, zu trinken und ein warmes Zuhause haben.

Für Millionen von Menschen, die in kriegsbetroffenen Ländern leben, ist genau das eine tägliche Herausforderung.

Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) setzt sich dafür ein, das Leben und die Würde dieser Menschen zu schützen und ihnen Hilfe zu leisten.

Unterstützen Sie uns dabei.



Uns ist es wichtig, Menschen Hoffnung zu geben, die von bewaffneten Konflikten und Gewalt betroffen sind.

Mit Ihrer Hilfe ist das möglich.



Mit 50 CHF

ermöglichen Sie einem Menschen eine Schulung inkl. Material, um sich ein eigenes Einkommen zu sichern.



Mit 100 CHF

sichern Sie einer bedürftigen Familie zwei Monate lang genügend Nahrungsmittel.



Mit 150 CHF

finanzieren Sie einer Person mit Behinderung eine Physiotherapie für fünf Monate.

Herzlichen Dank!



Machen Sie eine Spende heute zu Ihrer Priorität!

www.ikrk.org/heute



IKRK

In Frankreich proben die «Gilets jaunes» die Revolution – und Marcel Gauchet, einer der bedeutendsten Historiker des Landes, rehabilitiert Robespierre. Die heutigen Aufständischen tragen ihre «Gelbwesten» wie einst die Jakobiner ihre Mützen, sie singen die Marseillaise – die Anspielungen und Bezüge zur Revolution sind überdeutlich. Der Aufstand hat die linken und rechten Eliten überrumpelt. Es handelt sich um eine spontane Revolte des Volkes gegen seine soziale und kulturelle Ausschlussung. **Seite 52**



Revolte gegen Eliten: Robespierre als «Gilet jaune».

Die Alternative für Deutschland (AfD) ist eine junge Partei. Gemessen daran geht das Interesse der *Weltwoche* an Alice Weidel lange zurück. Schon vor mehr als zwei Jahren, als nur Eingeweihte die promovierte Volkswirtschaftlerin kannten, besuchte Wolfgang Koydl die spätere AfD-Spitzenfrau in ihrer Heimat am Bodensee. In den folgenden Jahren kam es immer wieder zu Treffen. Bei aller Kritik ist bis heute klar: Alice Weidel ist ein politisches Ausnahmetalent. **Seite 14**

Seit gut einem Jahr ist die Regierung der Schweiz mehrheitlich kinderlos. Nach der Wahl vom kommenden Mittwoch dürfte sich dies akzentuieren. Dann werden vermutlich fünf von sieben Bundesräten ohne Kinder amten. Was heisst das für unsere Zukunft? Denken Kinderlose weniger an künftige Generationen? Katharina Fontana und Philipp Gut haben diese Tischgesprächsfragen recherchiert und sich mit Spezialisten darüber unterhalten. **Seite 18**

Toni Brunner hat mit seinem Rücktritt aus dem

Nationalrat alle überrascht. Am Freitagabend begrüsst er noch Freunde und Weggefährten im Toggenburg, um ein Buch zu präsentieren, das ein Journalist über ihn geschrieben hat. Dass er einen Entscheid getroffen hatte, der tags darauf landesweit Schlagzeilen machen würde, erwähnte Brunner nicht. Er erzählte stattdessen, dass er fast abgetrieben worden wäre – und wie dankbar er sei, als «Dahingeworfener» eine «historische Epoche» der Schweizer Politik erlebt zu haben. Am Sonntag posierte er für *Weltwoche*-Fotograf Hervé Le Cunff mit Eltern und Lehrmeister (l.) in seinem «Haus der Freiheit». **Seite 28**

Wenn von den Schulen in der Zürcher Agglomerationsgemeinde Schlieren (Ausländeranteil 46 Prozent) die Rede ist, denken viele an Integrationsprobleme. Davon bekam Alex Baur bei seinen Recherchen im Sekundarschulhaus Kalktarren wenig zu spüren. Vielmehr begegnete er Lehrern, die sich mit viel Engagement um ihre Schützlinge aus aller Welt kümmern. Viele Kinder kommen aus schwierigen Verhältnissen, umso mehr wissen sie den Einsatz ihrer Lehrer zu schätzen. Jedenfalls kam es zu einem Aufstand von Schülern und Eltern, als die Schulpflege den Sekundarlehrer Stefan Achermann letzte Woche aus dem Amt jagen wollte. Während zehn Jahren hatte Achermann in der Freizeit mit eigenem Geld einen computergestützten Unterricht aufgebaut, den die Schulpflege nun verbieten will. Begründung: Kinder, die in andere Klassen gehen, würden benachteiligt. Baur's Fazit: In Schlieren sind nicht die Ausländerkinder ein Problem – sondern die heimischen Behörden. **Seite 36**

Ihre Weltwoche

GESTRESST? ÜBERFORDERT? ERSCHÖPFT?

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.

**SEEKLINIKBRUNNEN**

Seeklinik Brunnen | Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch

Ein Klinikum der AMEOS Gruppe

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)

Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),

Beat Gygi (*Wirtschaft*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Michael Bahnerth, Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Erik Ebneter, Katharina Fontana,

Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser,

Christoph Mörgeli, Florian Schwab,

Roman Zeller (*Volontär*)

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Andreas Honegger, Peter Holenstein,

Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,

Franziska K. Müller, Matthias Matussek,

Daniela Niederberger, Linus Reichlin,

Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi,

Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,

Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp,

Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,

Sacha Verna (*New York*), Max Wey,

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),

Karin Erdmann

Bildredaktion: Martin Kappler,

Sebastian Scholz (*Assistent*)

Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner,

Nadia Ghidoli, Sandra Noser,

Katharina Dillier, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),

Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),

Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH

Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com

Druck: Print Media Corporation, PMC,

Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Sunrise

Die Nummer 1 für 3 Millionen.



Ein wichtiger Teil der Cornèr Bank: Sunrise.

Bei der Cornèr Bank läuft die gesamte mobile Kommunikation der mehreren 100 Mitarbeitenden über das Netz von Sunrise. Mehr über unsere Lösungen für Geschäftskunden auf sunrise.ch/business

Zu abstrakt

Lehren aus der Volksabstimmung über Selbstbestimmung.

Von Roger Köppel

Um es gleich mal abzuhaken: Klar, natürlich hätte auch ich mir ein besseres Resultat gewünscht.

Handkehrum: 34 Prozent ist eine stolze Zahl. Das sind rund 900 000 Schweizer, die jemand ernst nehmen und vertreten muss.

Was hat die SVP falsch gemacht? Medien und Gegner schwelgen im Triumph. Sie feiern den «gigantischen Sieg», die berauschende «Schlappe» der Volkspartei.

Die Balkanisierung des Denkens ist bemerkenswert. Die Sache ist nichts, der Absender ist alles. Die SVP mobilisiert ihre Gegner mittlerweile wirksamer als ihre Anhänger. Egal, was sie bringt, man ist reflexhaft dagegen.

Vielleicht wäre es besser gewesen, die SVP hätte für die Hornkühe und Armin Capaul für die Selbstbestimmungsinitiative gekämpft.

Man kann es auch als Kompliment verstehen. Viel Feind, viel Ehr. Die SVP-Obsession der Journalisten, der linken Szene, der bürgerlichen Mitte bleibt ungebrochen.

Aber auch das hat seine gute Seite: Nur in einer gesunden Demokratie verbünden sich alle Kleineren so blind gegen einen Grösseren.

Was aber waren die grossen Fehler der Partei? Es gab keine. Vielleicht war die Plakatkampagne zu brav, vielleicht auch nicht. Wir werden es nie erfahren.

Man kann argumentieren, die SVP habe es nicht geschafft, die Leute zu überzeugen, dass Bundesrichter und Politiker das Volk ausbremsen, die Macht ergreifen wollen.

Es ist aber auch möglich, dass die Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer ganz zufrieden sind. Sie wollen gar nicht mehr Selbstbestimmung, mehr direkte Demokratie.

Ich war im Kanton Solothurn an einer Diskussion. Nach dem Rededuell fragten mich Leute aus dem Publikum ehrlich erstaunt: «Was wollt ihr eigentlich? Wir haben doch gute Leute in den Behörden. Soll das Volk am Ende alles machen?»

Ein Kollege erinnert mich an die frühere Abstimmung, «Einbürgerungen vors Volk». Die SVP kämpfte leidenschaftlich dafür, doch die Forderung nach mehr direkter Demokratie liess die Mehrheit kalt. Wie diesmal.

Vor bald zwanzig Jahren unterhielt ich mich mit dem damaligen Finanzminister Kaspar Villiger (FDP) für einen Jubelartikel über die Schweiz («Die Genialität des Mittelmasses»).

Villiger las gerade die gesammelten Werke des früheren ETH-Germanisten Karl Schmid und war etwas nachdenklich: «Die Schweiz ist

eine Willensnation. Sie muss wollen. Wenn sie nicht mehr will, gibt es auch keine Willensnation mehr. Das fände ich sehr schade.»

Wollen die Schweizer nicht mehr? Erlahmt die Willensnation? Haben die Eidgenossen allmählich die Nase voll von der Eidgenossenschaft, von der Selbstbestimmung, von ihrer direkten Demokratie? Um die sie die halbe Welt beneidet.

Kann sein. Kann aber auch nicht sein. Wahr ist: Die Selbstbestimmungsinitiative war anspruchsvoll. Sie behandelte ein komplexes Thema, nämlich das Verhältnis von Völkerrecht und Landesrecht.

«Wo spürt ihr denn, dass euch fremde Richter die direkte Demokratie wegnehmen?» So rief es einer der Gegner während einer Debatte in den Saal. Er hatte einen Punkt. Für viele blieb die Sache nebelhaft, Juristenchinesisch, weit weg von der Lebenswirklichkeit.

Erschwerend kam hinzu: Die Beispiele, welche die SVP brachte, kreisten alle irgendwie um eigene Anliegen: Zuwanderung, Ausweisung ausländischer Krimineller, Personenfreizügigkeit.

Es fiel leicht, die Sache als parteipolitisch motivierte Zwängerei hinzustellen.

Die Gegner holzten kräftig. Die Initiative gefährde die Menschenrechte und sei schädlich für die Wirtschaft. Blödsinn, aber die Verunsicherung gelang.

Was lernen wir daraus?

Aufgepasst mit komplizierten Themen. Sie eignen sich nur bedingt für Initiativen.

Konkrete, fühlbare Probleme sind für Siege tauglicher: EU-Beitritt, Rahmenvertrag, kriminelle Ausländer oder Steuern.

Initiativen über staatsrechtliche Grundsatz- oder Detailfragen haben es schwer.

Welche Gremien sollen über Einbürgerungen entscheiden? Wollen wir wirklich wissen,

was in allen Staatsverträgen steht? Und wie genau organisieren wir die Zwangsausweisung von Verbrechern durch die Gerichte?

Wer sich auf solche Äste hinauslässt, sieht sich bald dem Vorwurf ausgesetzt, er misstrauet den Institutionen oder, schlimmer noch, er sei ein esoterischer Prinzipienreiter.

Das heisst aber nicht, dass man es nicht trotzdem versuchen sollte. Die Diskussionen um die Selbstbestimmung waren grossartig.



Viel erreicht: SVP-Präsident Rösli.

Die Debatten begeisterten und füllten Säle. Das grosse nationale Streitgespräch über Landesrecht und Völkerrecht war für sich allein eine Sternstunde der direkten Demokratie.

Hat die SVP so gewaltig aufs Dach bekommen, wie sich die Sieger freuen? Es gehört zu unserem System der politischen Triebabfuhr, dass man die Gewinner ihre Erfolge auskosten lässt, auch die vermeintlichen. Da alle mal oben und mal unten sind, wird das Risiko von Revolutionen eingedämmt.

Nüchtern betrachtet, hat die SVP viel erreicht. Sie hat sich als Partei der Volksentscheide, der direkten Demokratie profiliert. Sie hat mehr Stimmen gemacht, als sie Wähleranteile hatte vor drei Jahren. Und vor allem: Sie hat ihre Gegner gezwungen, den Offenbarungseid auf Volksentscheide und die direkte Demokratie zu leisten. Sie alle sind jetzt auf der Linie der SVP.

Nun stehen die Gewinner in der Verantwortung. Sie haben versprochen, versprechen müssen, dass es ihnen nicht darum ging, die Volksrechte scheinbar wegzufressen.

Die ersten Bewährungsproben kommen: Demnächst stimmt das Parlament über den Uno-Migrationspakt ab. Dass man offen darüber streitet, ist auch eine Folge der Selbstbestimmungsdiskussion.

Ende dieser Woche orientiert die Regierung über ihre Pläne beim institutionellen EU-Kolonialvertrag. Die Schweiz soll künftig unabsehbare Mengen an EU-Recht unter EU-Richtern importieren. Die Schweiz als Vasallenstaat Europas? Immer mehr sind kritisch.

Direkte Demokratie: Das ist eben nicht nur eine weithin bewunderte Staatsform. Es ist auch ein unverzichtbares System zur Herstellung von Wissen, das am Ende, manchmal über Umwege, reife Bürger und vernünftige Volksentscheide produziert.

Damit Sie ganz Frau bleiben.

Brustkrebschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

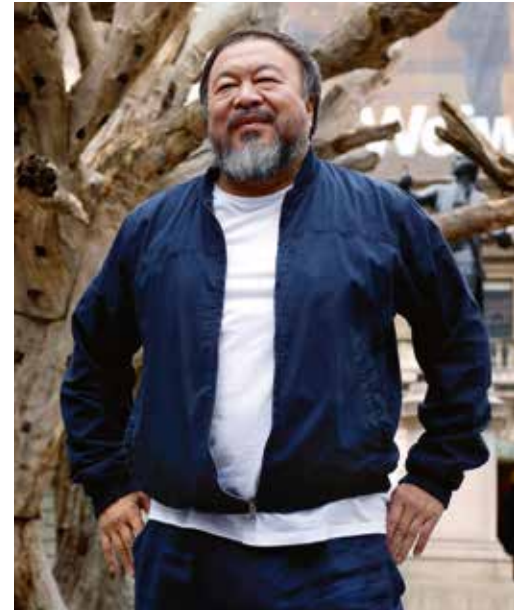
25 JAHRE KLINIK PYRAMIDE Spitze für Sie PYRAMIDE KLINIK AM SEE



«Frei sein»: Heinz-Christian Strache. Seite 48



Weg von Biel: Alice Weidel. Seite 14



«Für mich hat das etwas von Verrat und Selbsterniedrigung.»

Athena Tse über Ai Weiwei: Seite 62

Titelgeschichte

- 28 **Toni Brunner** Der überraschende Rücktritt des SVP-Nationalrats

Kommentare & Analysen

- 7 Editorial
11 Kommentar
Leben ausserhalb der Mauern
12 Sport Arnos letztes Bully
12 Schweiz Nichts als Direktdemokraten
14 Kopf der Woche Alice Weidel:
Alle gegen die AfD-Politikerin
22 **Essay der Woche** Die Angst der Ureinwohner vor den Fremden
26 Mörgeli Nachbarn aus Nigeria
26 **Bodenmann**
Sibylle Berg schlägt Christoph Blocher
27 Medien *Adie*, Basel
27 Die Deutschen Label-Politik

Inland

- 18 **Kinderlose regieren** Eltern sind im Bundesrat in der Minderheit
20 **Frauenlobby**
Rechte Frau – schlechte Frau?
32 **Auf eine Stufe mit Trump und Orbán**
Der Bundesrat und der Flüchtlingspakt
36 **Amtlich verordnete Neidkultur**
Lehrer-Mobbing in Schlieren
40 **Kampf gegen die Uber-Macht**
Frontalangriff gegen den Fahrdienst

Ausland

- 33 **Uno-Flüchtlingspakt**
Seid umschlungen, Milliarden
44 **Jamal Khashoggis anderes Gesicht**
Wer war der ermordete Journalist?
46 **Inside Washington** Grenzkrieg
48 **Heinz-Christian Strache**
Retter aus dem Abgrund
51 **Amerika und seine Richter**
Ideal und Wirklichkeit

Wirtschaft & Wissenschaft

- 13 **Latein ist schön** Olivia Steinemann über die Schönheit alter Sprachen
34 **Warum wir Pierin Vincenz vermissen**
Plädoyer für den Ex-Raiffeisenchef
42 **Gefährliche Infusion** Bauern kritisieren Direktzahlungen
52 **Maximilien de Robespierre**
Der erste Gutmensch
68 **Mysterien der Weltgeschichte**
Christliche Sklavin im Harem

Kultur & Gesellschaft

- 24 **Verhüllen ist sexy. Wirklich?**
Die Religion beeinflusst die Modewelt
38 **Harald Naegeli** Der Sprayer und sein «Zürcher Totentanz»
39 **Stil Königin** der Geschmacklosigkeit
41 **Gianni Infantino** Marcel Reif ärgert sich über den Fifa-Präsidenten
56 **Ikone der Woche**
Amber Heard

Rubriken

- 11 **Im Auge** Martin Jochman, Architekt
16 **Personenkontrolle**
17 **Nachruf** Bernardo Bertolucci
66 **Die Bibel**
Noch keine Zeit für Gott?
66 **Kino** «Cold War»
67 **Knorrs Liste**
67 **Jazz** Andrew Cyrille
69 **Fragen Sie Dr. M.**
69 **Gewinner der Woche** Kühne + Nagel
70 **Thiel** Klimaforscher
70 **Namen** Hohelied der Freundschaft
70 **Fast verliebt** Mannsgeruch
71 **Unten durch** Stromausfall
72 **Wein** Klassenwechsel
76 **Salz & Pfeffer**
Ein In-Lokal in der Modestadt
73 **Auto** Mazda CX-3
74 **Darf man das? / Leserbriefe**

A man with a grey beard and crown, dressed in a yellow tunic and a red and white patterned robe with a black fur collar, sits on a golden throne. He holds a golden scepter in his right hand. The throne is ornate with a red cushion.

Wir sind König.

Unser Kunde ist Kaiser.

Denn nur ein König weiss, was ein Kaiser will.



riverside

Seminar- und Eventhotel

Spinnerei-Lettenstrasse
8192 Zweidlen-Grattfelden

+41 43 500 92 92
www.riverside.ch

Ihr Immobilienraum?



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Miete 4'800.- p.Mt., Kauf 2'395'200.- Bezug nach Vereinb.
www.ufdeforch.ch



4 ½ - 6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 895'000.-, Bezug ab Winter 2019/20
www.wilerbuch.ch



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



5 ½ Zi. Attika-Wohnung
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Miete 4'350.- p.Mt., Kauf 1'980'000.- Bezug nach Vereinb.
www.schwizerstrasse35.ch



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete 4'400.- p.Mt., Kauf 1'952'000.- Bezug nach Vereinb.
www.lagovista.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 880'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung
8184 **Bachenbülach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete 2'600.- p.Mt., Kauf 1'145'000.- Bezug nach Vereinb.
www.ridere-bachenbuelach.ch



5 ½ Zi. Maisonette-Eigentumswohnungen
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34
Preis 1'765'000.-, Bezug ab Herbst 2018
www.bellesterrasses.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.duo-dietikon.ch



4 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Miete 3'300.- p.Mt., Kauf 1'278'600.- Bezug nach Vereinb.
www.amena-forch.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis 950'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.zuerikon.ch



4 ½ Zi. Atriumhäuser und 3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2019/20
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8484 **Weisslingen**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



2 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 340'000.-, Bezug ab Winter 2019/20
www.ammuelibach.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhaus
8176 **Unterstermnheim**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'177'000.-, Bezug ab Herbst 2018
www.heerenweg.ch

Sorry, es sind leider alle Einheiten verkauft !



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch




3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.leuberg.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 2'040'000.-, Bezug ab Winter 2019/20
www.mira-birchwil.ch

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können? Melden Sie sich bei unserem Chef  ulrich.koller@lerchpartner.ch oder Tel. 052 235 80 00.



Leben ausserhalb der Mauern

Von Beat Gygi — Die Brexit-Turbulenzen bieten der Schweiz neue Chancen. Allerdings nicht in Brüssel.



Seilziehen mit dem Kraftprotz.

Die britische Regierung hat in den Austrittsverhandlungen mit der EU-Führung so wenig für ihr Land herausgeholt, dass sich der Schluss aufdrängt, die Europäische Union sei eine geschlossen auftretende Grossmacht. Für die völlig neue Situation, dass ein grosses Land die EU verlassen will, wurden Spielregeln entworfen, die den Anliegen des kleineren Partners wenig Rechnung tragen. Das vorgeschlagene Abkommen sieht vor, dass Grossbritannien in einer Übergangszeit bis Ende 2020, vielleicht bis 2022, viele Pflichten der EU-Mitgliedschaft behält und viele bisherige Rechte verliert. Grossbritannien soll quasi als Passivmitglied wie bisher zahlen helfen, aber nicht mitbestimmen.

Einseitiger Deal

Die EU-Kommission formuliert es fast spöttisch, wenn sie festhält, in der Übergangsphase werde Grossbritannien wie ein Mitgliedsstaat behandelt, mit Ausnahme der Teilnahme in den Entscheidungs- und Führungsinstitutionen. So herablassend tritt ein Kraftprotz eigentlich nur auf, wenn er nicht damit rechnet, dem andern ein weiteres Mal im Leben zu begegnen. Premierministerin Theresa May ist mit einer einseitigen Vereinbarung nach Hause gekommen, die in den Augen der meisten einen so schlechten Deal darstellt, dass es völlig

offen ist, wie die Abstimmung des britischen Parlaments im Dezember über diesen Vertrag ausfallen könnte.

«Hier sind wir»

Was heisst das für die Schweiz, die ja in einer etwas anderen Situation, ausserhalb der Unions-Mauern, ebenfalls vor der Herausforderung steht, Verträge mit der EU zu unterhalten oder zu vereinbaren? Was kann die Schweizer Politik aus dem Seilziehen zwischen EU und Grossbritannien lernen? Vertreter aus Wirtschaft und Politik, die mit internationalen Geschäften befasst sind, weisen praktisch übereinstimmend darauf hin, dass sich die EU-Führung als harter Brocken, als unnachgiebiger Kontrahent erweise, der eine harte Linie verfolge, nicht davon abzubringen sei.

Dies bedeute ein unnachgiebiges Einfordern der Binnenmarktregeln, darunter der vier Freiheiten, von allen, die auf den Binnenmarkt wollten. Wenn nicht einmal Grossbritanniens Unterhändler es geschafft hätten, flexible und relativ offene Regeln für die Zusammenarbeit mit dem EU-Raum zu erzielen, werde die Schweizer Diplomatie wohl erst recht nicht raffiniert genug sein, um im Hin und Her des Brexit-Spiels für sich ein Spezialarrangement herauszuholen. Das heisst auch: Auf ein Rahmenabkommen mit der EU zu hoffen, das der Schweiz in wichtigen Punkten entgegenkommt, wäre verfehlt.

Bietet der Brexit der Schweiz denn keine speziellen Chancen? Doch, ausserhalb der europäischen Festung. Die Europäische Freihandelsassoziation (Efta) ist nicht auf Harmonisierung und Vereinheitlichung der Regulierungen ausgerichtet wie der EU-Binnenmarkt, sondern auf Freihandel durch gegenseitige Anerkennung der Handelspartner. Grossbritannien war früher Efta-Gründungsmitglied, bevor es in die EWG (später EU) wechselte. Der Schweiz als grösstes Efta-Mitglied bietet sich nun die Chance, auf einen Beitritt der Briten hinzuwirken. Dies zu unterlassen, weil man dann nicht mehr der Grösste im Klub wäre, wäre verfehlt, denn Freihandel ist ja nicht ein Spiel gegeneinander, vielmehr profitiert man da von grossen Kollegen. Die britische Regierung hat oft genug klargemacht, dass sie Handelspartner, nicht Regulierungspartner sucht. Da muss die Schweiz ein Zeichen geben und sagen: «Hier sind wir, wir wollen ein Freihandelsabkommen mit euch.»

Chinas «Aescher»



Martin Jochman, Architekt.

Ein Bett kostet bis zu 860 Dollar, mit Blick auf Felswände und eine grosse Pfütze. «Es ist das schönste Gebäude, das ich in meinem Leben geschaffen habe», sagt Martin Jochman, der Architekt, über sein Bauwerk mit dem Namen «Shimao Wonderland Intercontinental Songjiang Quarry Hotel» – fast so kompliziert wie dessen Baugeschichte. Das Gasthaus in der Nähe von Shanghai schmiegt sich, fast wie der «Aescher» am Alpstein, in einen verlassenen Steinbruch und einen Grundwasserteich, 336 Zimmer verteilt auf 18 Stockwerke, die zwei tiefsten im Aquarium, erdbebensicher, Aufwand: 288 Millionen Dollar. Martin Jochman, der Schöpfer, ist darüber 69 Jahre alt geworden, hartnäckig und ausgestattet mit dem absoluten Gespür für die Machbarkeit des Visionären. Jochman hatte schon die Idee zu dem fantastischen Wolkenkratzer-Hotel «Burj al Arab», das wie ein riesiges Segel in den Horizont von Dubai ragt. Die Entstehung des Steinbruch-Hotels erinnert an den biblischen Turmbau von Babel und involvierte 5000 Menschenkräfte. «Der magische Moment, der mich so fasziniert an meinem Beruf», als der vielfach preisgekrönte Jochman vor dem leeren Blatt Papier sass, liegt weit zurück im Jahr 2006. Er arbeitete als Chef-Designer für die britischen Infrastrukturplaner von Atkins. Jochman stieg 2012 aus und gründete seine eigene Firma, Jade+QA. Atkins wurde inzwischen von einem kanadischen Konglomerat geschluckt. Jochman behielt jedoch die Regie, realisiert haben das Steinbruch-Konzept chinesische Sub-Unternehmen.

Er ist in Bristol aufgewachsen, seine Eltern waren künstlerisch tätig. Die Chancen der neuen Welt Chinas hat er früh erkannt und Masterpläne für ganze Städte entworfen, ohne seine Wurzeln und sein Credo zu vergessen: Architektur gegen die Selbstzerstörung der Zivilisation. Bristol war einst Zentrum des Sklavenhandels, wurde im Zweiten Weltkrieg schwer bombardiert und blieb mit seinen restaurierten geschichtlichen Bauten eine der schönsten Städte Englands. In Bristol fährt das erste Solartram, und dort lebt er noch immer. Peter Hartmann

Arnos letztes Bully

Von Thomas Renggli — Keiner prägte das Schweizer Eishockey mehr als der Trainer des HC Davos.



Neue Wege: Arno Del Curto.

Es war das Bauchgefühl, das Arno Del Curto im Moment seiner schwerwiegenden Entscheidung lenkte; so wie oft zuvor. Vor einigen Jahren war der Engadiner vom Klavierspielen besessen gewesen, er übte während dreier Wochen Tag und Nacht – bis er Beethovens Mondscheinsonate beherrschte. Heute sagt er: «Ich spiele kaum mehr, aber wenn grad ein Piano in der Nähe steht, probiere ich es aus.»

Kein Typ für die Schublade

Del Curto ging oft den unerwarteten Weg: Als er im Alter von zwanzig Jahren für die Grasshoppers spielte, ermöglichte ihm ein Sponsor im Sommer ein Praktikum als Lohnbuchhalter in Nigeria. Als der Finanzchef verhaftet wurde, war er plötzlich Chefbuchhalter einer Firma mit 3000 Angestellten. Als Spieler bedeutete ein komplizierter Fussbruch mit 21 Jahren das Karriereende.

Arno Del Curto ist das pure Gegenteil eines Buchhalters. Auch als Trainer handelte er nie nach Statistiken und Reglementen, sondern nach Intuition und Instinkt. Vertraut er einem Spieler, tut er dies mit letzter Konsequenz. Die anderen aber haben keinen Platz im Team.

Mit Davos gewann er sechs Mal den Meistertitel und fünf Mal den Spengler Cup. Er hielt sich 22 Jahre lang in seinem Amt. «Arno lässt sich nicht in eine Schublade stecken», sagt Erich Wüthrich, sein ehemaliger Sportchef.

Das gilt auch für die letzte Amtshandlung von Del Curto als HCD-Trainer: Einer wie er geht, wann er will. Keine Persönlichkeit prägte das Schweizer Eishockey mehr als der 62-jährige Engadiner.

Nichts als Direktdemokraten

Von Christoph Mörgeli — Die Gegner der Selbstbestimmungsinitiative präsentierten sich als die wahren Freunde der Volksrechte. Noch fehlt der Tatbeweis.

Unmittelbar nach der deutlichen Annahme der Vorlage über die Sozialdetektive trösteten sich die unterlegenen Linken, das internationale Recht werde diesen Volksentscheid schon noch korrigieren. SP-Ständerat Hans Stöckli äusserte die Hoffnung, dass der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte die Grundlagen für die Observation von verdächtigen Sozialhilfebetrüglern als ungenügend beurteile. Und SP-Nationalrat Adrian Wüthrich forderte ultimativ, das Parlament müsse die im Abstimmungskampf umstrittenen, soeben vom Volk gutgeheissenen Punkte nochmals diskutieren.

Dabei haben die Gegner der Selbstbestimmungsinitiative eben noch feurige Bekenntnisse zur direkten Demokratie abgelegt. «Ich bin ein Fan der direkten Demokratie», versicherte Bundesrätin Simonetta Sommaruga: «Wir brauchen die Selbstbestimmungsinitiative nicht. Die direkte Demokratie funktioniert bestens.» Auch FDP-Nationalrat Kurt Fluri verkündete: «Ich bin ein glühender Befürworter der direkten Demokratie und unseres Systems.» Für Laura Zimmermann, Co-Präsidentin der Operation Libero, bewies der Abstimmungstag, «dass wir sehr wohl in einer direkten Demokratie leben». CVP-Präsident Gerhard Pfister war überzeugt, «dass die Selbstbestimmung der Schweiz nicht auf dem Spiel steht, sondern dass die direkte Demokratie funktioniert». Economiesuisse brachte es so auf den Punkt: «Nein zur Selbstbestimmungsinitiative. Sie schadet der direkten Demokratie.»

FDP-Präsidentin Petra Gössi forderte hinsichtlich des EU-Rahmenvertrags: «Die SP soll die direkte Demokratie leben, ihre absolute Diskussionsverweigerung bezüglich der flankierenden Massnahmen aufgeben und sich an den Verhandlungstisch begeben.» Diesen Vorwurf liess SP-Präsident Christian Levrat nicht auf sich sitzen und bemühte ebenfalls die direkte Demokratie: «Für eine Schwächung der flankierenden Massnahmen gibt es in der Schweiz keine Mehrheit.»

Soll der Souverän noch dreinreden?

So viel Begeisterung für die direkte Demokratie war selten. Nur muss die bunte Allianz der Sieger bei der Selbstbestimmungsvorlage jetzt den Tatbeweis liefern. Verhelfen sie der Vorlage über den Uno-Migrationspakt zu einer referendumsfähigen Gestalt, so dass das Volk darüber abstimmen kann? Bringen sie den

EU-Rahmenvertrag innert nützlicher Frist an die Urne, damit der Souverän den künftigen Europakurs bestimmt? Dummerweise herrschen über das Wesen der direkten Demokratie ganz verschiedene Ansichten: Während die rechte Seite des politischen Spektrums darunter die Legitimation möglichst vieler Sachfragen durch eine Volksabstimmung versteht, wollen die Vertreter der Linken, der Mitte und der «Zivilgesellschaft» die direkte Demokratie vor völkerrechtlich «problematischen» Vorlagen bewahren.

Fraglich bleibt, wie ernst es den Politikern ist, wenn sie – wie Bundesrätin Sommaruga am Abstimmungsabend – im Brustton der Überzeugung versichern: «Das Volk hat das letzte Wort.» Eigentlich war genau dies das Anliegen der gescheiterten Initiative. SP-Ständerat Daniel Jositsch behauptete exakt ein Jahr nach der Massenzuwanderungsinitiative: «Es wird mit Sicherheit in den nächsten zwei Jahren noch einmal eine Volksabstimmung über die Teilschritte geben. Lassen Sie das Volk doch um Himmels willen über die verschiedenen Teilschritte entscheiden.» Entgegen Jositschs Verheissung hatte das Volk bei der Nichtumsetzung durch das Parlament gar nichts mehr zu sagen. Denn politische Schwergewichte halten es mit Friedrich Schiller: «Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen.»



Kleiner (l.), Zimmermann, Operation Libero.

Latein ist schön

Von *Olivia Steinemann* — Ich musste mir viele Sprüche anhören, als ich als Miss-Zürich-Kandidatin sagte, ich würde Latein studieren. Doch die alte Sprache ist alles andere als verstaubt.

Locker war es zugegebenermassen nicht: Sechs Lektionen pro Woche, verpackt in drei Doppelstunden, habe ich während meiner Zeit im Untergymnasium Latein gelernt. Die Lehrer, fast ausschliesslich ältere Herren (ich erinnere mich an nur eine Frau), vermochten es mehr oder weniger geschickt, Teile der Schülerschaft für das Unterrichtsfach zu gewinnen. Ich selber hörte dann nach zwei Jahren damit auf.

Dass es für mein Französischstudium an der Universität Zürich obligatorisch war, das Latinum vorzuweisen, war mir entgangen. Also holte ich die mangelnden Lateinkenntnisse in nur zwei Semestern nach. Mein zu diesem Zeitpunkt fünf Jahre altes Wissen sah ich bereits nach drei Wochen überholt. Doch egal, denn ich war überaus motiviert, seit ich meine Dozentin kennengelernt hatte: Dass Latein so apart aussehen konnte!

«Was machsch so bruefflich?»

Plötzlich hatte ich ein ganz neues Bild von alten Sprachen. Auch wenn die zu erbringenden Leistungen mit viel Aufwand verbunden waren, genoss ich den Unterricht, der mich lehrte, einen kühlen Kopf zu bewahren, geduldig zu sein und an mich zu glauben.

Nach Abschluss des Latinums studierte ich zwei Semester in Lausanne. Ich merkte allmählich, dass mir das Latein fehlte: das Begreifen einer Sprache als System, das analytische Denken, die strukturierte, saubere Arbeitsweise, das Knobeln (zugegeben, manchmal auch Raten), die damit verbundenen Aha-Erlebnisse, das Abtauchen in eine ferne und doch so vertraute antike Welt. Etwas zögernd beschloss ich, neben dem Französisch- auch ein Lateinstudium zu wagen. Je besser ich die Sprache zu durchschauen begann, desto faszinierender war sie für mich. Ich wollte ihr weiter auf den Grund gehen!

Dennoch: Hätte mir damals jemand gesagt, ich würde eines Tages Lateinlehrerin werden, hätte ich sicher laut gelacht. – Manchmal kommt es eben anders, als man denkt.

Als ich zurück in Zürich war, bot mir das Stadtleben einige Ablenkungen. Meinem Studium blieb ich zwar immer mit Überzeugung und grosser Begeisterung treu, aber ich hielt es für abwechslungsreich und ausgleichend,

mich nicht ausschliesslich damit zu beschäftigen, natürlich auch aus pekuniären Gründen. Also jobbte ich bei renommierten Firmen und Organisationen in unterschiedlichsten Einsätzen wie zum Beispiel am Autosalon, an der Tour de Suisse, im Anwaltsbüro, am Eidgenös-



Aha-Erlebnisse: Miss-Zürich-Kandidatin Steinemann, 2011.

schen Schwingfest und an der Fussball-EM. Und so lernte ich eine mir unbekanntere, meinem Lateinstudium konträre Welt von Business, Kommerz und Show kennen.

Es lehrte mich, einen kühlen Kopf zu bewahren, geduldig zu sein und an mich zu glauben.

Diese so spannenden Gegensätze sind mir auch seit meiner Teilnahme an einer Miss-Zürich-Wahl immer wieder bewusst gewesen. Szenario 1: «Hey hoi, wie gaht's? Was machsch

so bruefflich?» – «Ich studiere Latin.» – «Ah was, dänn bisch ja gschid!» (Wieso, wie sehen denn gescheite Leute aus?) Szenario 2: «Hallo! Und, was schaffsch du?» – «Ich studiere Latin.» – «Ah cool, bisch Tanzlehrerin!» (Ääh, nein.) Szenario 3: «Hoi, was machsch so?» – «Ich studiere Latin.» – «Bisch demfall scho mal in Griecheland gsi?» (Die Frage geht wenigstens in die richtige Richtung.)

Es ist kaum zu glauben, wie oft es zu Szenario 1 gekommen ist! Die Reaktion habe ich meistens als Kompliment aufgefasst. Und bei Vorstellungsgesprächen traf ich stets auf Respekt und Anerkennung. Ich habe erfahren, wie positiv das Latein konnotiert wird – auch oder vielleicht gerade an Orten, wo man es nicht erwarten würde.

Vertieftes Sprachverständnis

Um Latein zu lernen, ist eine gewisse Offenheit gegenüber Unbekanntem gefragt. Mit einer negativen Einstellung wird man keinen Gefallen daran finden. Man muss bereit sein, zwischen den Zeilen zu lesen (lat. *inter-legere*, *-lego*, *-lexi*, *-lectum*). Im Gegenzug erlaubt einem das Latein, sich Zeit zu nehmen. Es geht nicht um die Geschwindigkeit beim Übersetzen, sondern um das Verstehen der Inhalte. Gerade in unserer hektischen Gesellschaft kann das Latein entschleunigen. Jede Übersetzung eines lateinischen Textes ist ein eigenes Produkt, das durch viel Kreativität und Interpretation entstanden ist.

Latein unterstützt ein vertieftes Sprachverständnis und eine Sprachkompetenz, die in unserem Zeitalter der grenzenlosen Kommunikation hilfreich ist. In lateinischer Sprache wurden über Jahrhunderte hinweg Wertvorstellungen und Fragen der Weltpolitik transportiert, die sich bis heute kaum geändert haben. Das Wissen über die Herkunft bereichert das Betrachten der Gegenwart.

Verbinden wir die oberflächliche Glitzerwelt und die neuesten technischen Errungenschaften mit den Weisheiten der Antike und dem Ursprung wissen-

schaftlicher Grundlagen – spielen wir sie nicht gegeneinander aus! So kann das Latein als Unterrichtsfach an den Gymnasien nur ein Gewinn sein. Dass in vielen Kantonen erwogen wird, das Fach abzuwerten, halte ich für fatal. Ich kann nur empfehlen: Seien Sie neugierig auf eine ungewohnte und faszinierende Sprache, lernen Sie Latein!

Olivia Steinemann ist Lateinlehrerin an der Kantonsschule Wiedikon in Zürich.

Alle gegen Alice

Von Wolfgang Koydl — Die Kampagne gegen Alice Weidel trägt hysterische Züge. Die Spendenvorwürfe sind ein Vorwand: Die AfD-Politikerin wird bekämpft, weil sie attraktiv für bürgerliche Wähler ist. Unrühmlich verhält sich ihre Schweizer Wohngemeinde Biel.

Für Gefühlsausbrüche sind die beiden nicht bekannt: Unnahbar kühl wirkt die eine, knurrig-grob der andere. Umso bemerkenswerter war die Herzlichkeit, mit der sich Alice Weidel und Alexander Gauland, die Fraktionschefs der Alternative für Deutschland (AfD) im Deutschen Bundestag, im Plenum des Parlaments um den Hals fielen. So viel Innigkeit sah man zuletzt auf Grünen-Parteitag in den neunziger Jahren.

Die Geste war eine Botschaft. Parteichef Gauland stellte sich damit unverbrüchlich hinter Weidel, stellvertretend für den Vorstand und die Basis der Partei. Dieses Zeichen war notwendig, war doch kolportiert worden, dass Gauland «getobt» haben soll über seine Stellvertreterin. Der 39-jährigen waren fragwürdige Spenden in sechstelliger Höhe aus der Schweiz und aus den Niederlanden überwiesen worden – peinlich für eine Partei, die stets die Abhängigkeit der «Altparteien» von Gross Spendern kritisiert und Transparenz und Offenheit angemahnt hatte.

Entsprechend heisshungrig stürzten sich die Medien auf die Geschichte. Tagelang war sie die Spitzenmeldung der wichtigsten Nachrichtensendungen, als ob die Grundlagen der Republik in Gefahr seien. Nie vergass man zu erwähnen, dass die Staatsanwaltschaft Konstanz gegen Weidel ermittle. Immer vergass man darauf hinzuweisen, dass der Staatsanwalt das tun muss, wenn ihm eine Strafanzeige vorliegt – egal, ob die Anzeige fundiert ist oder nicht. Im Falle einer Parlamentarierin kann er zudem erst mit seiner Arbeit beginnen, wenn deren Immunität aufgehoben ist – was bei der AfD-Frau bislang nicht der Fall ist.

Acht Seiten, null Belege

In seiner letzten Ausgabe widmete der *Spiegel* nun sogar seine Titelgeschichte der Spendenaffäre. Die achtseitige Story, die in Zusammenarbeit mit der *Wochenzeitung* (WoZ) aus Zürich entstand, ist insofern bemerkenswert, als sie ausschliesslich auf Vermutungen, Verdächtigungen und Unterstellungen beruht und keinen einzigen konkreten Beleg für die Behauptung liefert, dass der im thurgauischen Weinfelden lebende deutsche Unternehmer August von Finck der geheimnisvolle Unbekannte hinter den Schweizer Zuwendungen an Weidel sei. Die Blattmacher selbst scheinen nicht überzeugt zu sein von ihrer Recherche: Der *Spiegel* zeige auf, wie der Milliardär die AfD «gefördert haben könnte», schreiben sie.

Gleichwohl werden weiter unverdrossen Breitseiten gegen die AfD und Alice Weidel abgefeuert. Denn endlich glaubt der politische Gegner einen Hebel gefunden zu haben, mit dem man den unbequemen Konkurrenten zu Fall bringen kann. Unbedachte und verunglückte Äusserungen von «Vogelschiss» bis «Denkmal der Schande», mit denen man die AfD in die Nähe von Rechtsextremen zu rücken versuchte, schaden der Partei nicht, sondern trieben ihr sogar eher neue Anhänger zu.

Darüber hinaus befeuerte die Herkunft des Geldes aus der Schweiz nach Art eines pawlowischen Reflexes sofort alte deutsche Ressentiments von der Eidgenossenschaft als einem Hort von Steuerhinterziehern, Schwarzgeld-



Bemerkenswerte Herzlichkeit: Weidel, Gauland.

wäschern und Financiers unappetitlicher Regime. Dass Alice Weidel einen Wohnsitz in Biel hat, gab schon immer Anlass für vielsagende Unterstellungen. Dass sie nun ausgerechnet auch noch Geld aus der Schweiz erhalten hatte, bestätigte alle Vorurteile. Es wunderte ihn nicht, höhnte ein Regierungsabgeordneter, dass Weidel gegen den Euro sei: «Sie nehmen ja sowieso lieber Schweizer Franken.»

Wegen der zuweilen an Hysterie grenzenden Berichterstattung geht verloren, dass es durchaus berechtigte Kritik am Verhalten von Alice Weidel und der AfD gibt, auch wenn der Staatsrechtler Karl Albrecht Schachtschneider die Spitzenfrau von jeder Schuld freisprach: «Frau Weidel hat korrekt gehandelt.» Denn sie habe zu keinem Zeitpunkt die Absicht gehabt, die Spenden zu verschleiern. Darüber hinaus habe die Partei beide Beträge zurück-

gezahlt. Doch über die Details können Juristen lange streiten. Nach dem Buchstaben des deutschen Parteiengesetzes müssen Einzelspenden von mehr als 50 000 Euro «unverzüglich» der Verwaltung des Bundestags gemeldet werden. Stammt das Geld zudem nicht von einem Deutschen oder einem EU-Bürger, darf es überhaupt nicht angenommen werden. Demnach hätte Weidel sich mit der Annahme der 130 000 Euro, die von der Zürcher Pharmafirma PWS überwiesen wurden, gleich doppelt strafbar gemacht.

Spende in achtzehn Tranchen

Wenn es sich denn genauso verhalten hätte. Denn die Zahlungen gingen in insgesamt achtzehn Tranchen ein, die jeweils immer unter 10 000 Euro geblieben waren. Und die Schweizer Firma überwies das Geld nur im Auftrag des Spenders. Er aber soll deutscher Staatsbürger sein – mutmasslich, wenn man *Spiegel* und *WoZ* glauben mag, Baron von Finck. Weil der Unternehmer schon 88 Jahre alt ist, wird er gern als «greise» bezeichnet. Es ist ein Attribut, mit dem Hansjörg Wyss (83) und George Soros (88) kaum je bedacht werden, vielleicht weil sie mit ihren Milliarden linke Anliegen fördern.

Nun darf man getrost unterstellen, dass die Empfänger des Geldes in Weidels Kreisverband und im Landesverband Baden-Württemberg nicht so naiv waren, von einer Vielzahl kleinerer Spender auszugehen. Da sowohl der Absender als auch der Verwendungszweck («Wahlkampfspende Alice Weidel») achtzehnmal identisch waren, konnte man wohl einen einzigen Wohltäter vermuten. Nur: Nach dem Buchstaben des Gesetzes hatte man sich nichts zuschulden kommen lassen.

Das gilt auch für die «unverzügliche» Meldepflicht. Juristen und Normalsterbliche definieren diesen Begriff unterschiedlich. In der Rechtsprechung handelt auch derjenige «unverzüglich», der «ohne schuldhaftes Zögern» handelt – und das kann schon mal länger dauern. Wenn die Herkunft einer Spende eben lange nicht geklärt werden könne, dann sei dies nicht zu ändern, argumentiert Staatsrechtler Schachtschneider. Und überhaupt: Wenn eine Spende zurückgezahlt wird, handle es sich nach § 25 Abs. 1 Parteiengesetz überhaupt nicht mehr um eine Spende.

Man kann daher wohl davon ausgehen, dass der vermeintliche Spendenskandal weder juristische noch politische Konsequenzen haben



Hassfigur des Establishments: AfD-Spitzenpolitikerin Weidel.

wird. Ebenso sicher ist aber auch, dass das politische und mediale Establishment weiter versuchen wird, die AfD mit allen Mitteln zu diskreditieren – und dass eines der bevorzugten Opfer weiterhin Alice Weidel sein wird. Denn von Anfang an hat sie Anhänger und Gegner der Partei verwirrt.

Maischbergers honigsüßes Gift

Die Ökonomin trat vor zwei Jahren eher zufällig ins Blickfeld der Öffentlichkeit, als sie für die damalige Parteichefin Frauke Petry in Sandra Maischbergers Fernseh-Talkshow einsprang. Die grosse Blonde mit dem schmal geschnittenen Gesicht entsprach so ganz und gar nicht dem Bild, das man sich von der AfD als Verein intellektuell wenig aufgeweckter, hinterwäldlerischer Globalisierungsverlierer zurechtschnittzte.

Weidel ist intelligent und redegewandt, eine frühere FDP-Wählerin und erfolgreiche Wirtschaftsexpertin, also eine Globalisierungsgewinnerin. Der politische Gegner befürchtete, dass Weidel als «nettes Gesicht» der Partei die AfD auch für bürgerliche Wähler attraktiv machen würde. Viele Parteifreunde sahen sie gerade deshalb als Fremdkörper in der Partei – nicht zuletzt deshalb, weil sie lesbisch ist: eine Tatsache, die Maischberger mit honigsüßem Gift («Nehmen Sie es nicht persön-

lich») in ihrer Show offenbarte. Weidel war entsetzt: «Ich will mein Privatleben nicht thematisieren. Das ist nicht relevant, ich trage das nicht vor mir her», erklärte sie später der *Weltwoche*.

Die Bankfrau war im Oktober 2013 als Mitglied der ersten Stunde wegen der Euro-Rettungsprogramme zur neugegründeten AfD gestossen. Anfangs arbeitete sie eng mit dem AfD-Gründer Bernd Lucke im Euro-Fachausschuss der Partei zusammen. Doch bald kam es zu inhaltlichen Differenzen. Nach Weidels An-

Selbst vor dem Kindergarten des vierjährigen Sohnes tauchten Journalisten und Kameralleute auf.

sicht sollten nicht die schwachen Länder aus dem Euro austreten, wie Lucke vorschlug, sondern die starken, allen voran Deutschland.

Als Lucke aus Protest gegen den Rechtsruck der AfD die Partei verliess, blieb Weidel. Sie erweiterte ihr Repertoire und nahm nicht mehr nur zum Euro Stellung, sondern auch zu Grenzöffnung, Einwanderung und Migration. Damit wurde sie vollends zur Hassfigur des Establishments. Immer wieder wurde in ihrer Vergangenheit auf der Suche nach belastendem Material herumgestochert – mal wa-

ren es alte Mails, mal eine angeblich illegal beschäftigte syrische Putzfrau. Am Ende blieb nichts hängen, nicht einmal die Beleidigung als «Nazischlampe».

«Wir wollen dich hier nicht»

Besonders unrühmlich verhielt sich Weidels Schweizer Wohnort, die tolerante Multikultistadt Biel. Das Kesseltreiben begann, als Bekannte des Paares die Adresse der Deutschen und ihrer Schweizer Lebensgefährtin Sarah Bossard an die Presse weitergaben. Selbst vor dem Kindergarten des vierjährigen Sohnes tauchten Journalisten und Kameralleute auf.

Ein «Manifest gegen die Verkörperung des Bösen schlechthin» begann zu zirkulieren – gemeint war Alice Weidel. «Wir wollen dich hier nicht» dürfe man zwar leider nicht sagen, seufzte eine linke Aktivistin. Aber Weidels Bekannte sollten sich schon von ihr «klar abgrenzen». Ganz wie in Nazideutschland wurde auch Bossard von Bürgern ihrer Heimatstadt in Sippenhaft genommen: Auch sie wurde fortan geschnitten, gemieden und ausgegrenzt.

Dank der Spendenaffäre können die braven Bürger von Biel nun endlich Erfolg vermelden: Ihre Stadt wird «nazifrei». Weidel und Bossard wollen offenbar die Stadt verlassen und nach Berlin ziehen.

Personenkontrolle

Rutz, Eder, Brupbacher, Schneider-Ammann, Dobler, Sollberger, Friedl, Gracia, Huonder, Zimmermann, Oberauer, Sieber, Jäger, Elmer, Altmaier, Merkel, Gabbana

Gregor Rutz, Volksvertreter, fühlt sich zurückgesetzt. Der Zürcher SVP-Nationalrat verlangt vom Bundesrat, dass dieser unverzüglich die Broschüre «Der Bund kurz erklärt» überarbeite. Stein des Anstosses ist der Umstand, dass die 246 Parlamentarier in der von der Bundeskanzlei erstellten Publikation, die gerne für den Staatskundeunterricht eingesetzt wird, seit ein paar Jahren weder mit Namen noch Bild aufgeführt sind und damit weniger prominent dargestellt werden als die Direktoren der Bundesämter, von denen jeder ein eigenes Foto samt Kurzporträt hat. Es gelte, die Staatsgewalten künftig wieder in den richtigen Proportionen darzustellen, fordert Motionär Rutz, dessen Vorstoss bis ins rotgrüne Lager hinein unterstützt wird. Der Bundesrat signalisiert Verständnis: An der länglichen Beschreibung der Bundesverwaltung möchte er zwar nicht herumschrauben, doch immerhin wird geprüft, ob man den Ratsmitgliedern künftig wieder Namen und Bild gönnen will. (*fon*)

Joachim Eder, Sprachrohr der Innerschweiz, versammelte sämtliche Ständeräte der Region hinter seiner Interpellation zu «unkorrekten Fahrgeschwindigkeiten und Emissionsberechnungen der SBB». Der Zuger FDP-Standesherr bezog sich dabei auf Recherchen der *Weltwoche*. Nun liegt die Antwort der Regierung vor. «Der Bundesrat sieht keine Notwendigkeit zur Verbesserung der Transparenz betreffend die Methodik und Grundlagen der Lärmberechnung im Eisenbahnverkehr», heisst es darin. Offenbar will er an der undurchsichtigen Informationspolitik festhalten. Bezüglich des sogenannten Schienenbonus, der gemäss neuen wissenschaftlichen Studien keine sachliche Grundlage hat, vertröstet der Bundesrat die Interpellanten auf eine unbestimmte Zukunft. Es könne noch nicht entschieden werden, ob rechtliche Anpassungen nötig seien. Züge dürfen also bis auf weiteres lärmiger sein als Autos. (*gut*)

Stefan Brupbacher, Urlauber, hat einen neuen Job. Er übernimmt Anfang Januar das Kommando beim einflussreichen Verband der Maschinenindustrie Swissmem. Nun regen sich in anderen Departementen Leute darüber auf, dass der Generalsekretär von **Johann Schneider-Ammann** (FDP) nach seiner Nominierung für vier Wochen in die Ferien verreiste. Deswegen



Geltungsbedarf: SVP-Nationalrat Rutz.



Pizza mit Stäbchen: Dolce (r.), Gabbana.



Gesinnungstest: SP-Nationalrätin Friedl.



Winterpause: Generalsekretär Brupbacher.



Zweimal Mutti: Wirtschaftsminister Altmaier.

haben sie fast die gesamte Presse alarmiert: So lang Ferien könne er im Sommer beziehen, aber nicht jetzt, wo der Departementsvorsteher und er selber abträten und die Übergabe des Departements anstehe. Die Kritiker sind genau jene, die sofort reklamieren, wenn einem Spitzenbeamten nicht bezogene Ferien ausbezahlt werden. Das wird im Falle von Brupbacher nicht nötig sein, weil er nun alle Ferientage abgetragen hat und Mitte Dezember, rechtzeitig zur Departementsübergabe, zurück sein wird. (*hmo*)

Marcel Dobler, Spielwaren-Investor, überraschte seine Nationalratskolleginnen und -kollegen mit einem kleinen Stofftier, das frühmorgens jedes Pult zierte. Der Sankt Galler FDP-Politiker und Mitinhaber der Franz Carl Weber AG macht damit auf eine Spendenaktion aufmerksam: Bis zum 2. Dezember nehmen die Franz-Carl-Weber-Filialen ausgediente Spielsachen entgegen, die dann mit der Caritas Schweiz an bedürftige Kinder weitergeschenkt werden. Wer schon vor Ort ist, kann ja dann auch gleich neue Spielsachen erwerben für die lieben Kleinen. Auf jeden Fall gelang Dobler eine freudige Überraschung. Natio-

nalrätin **Sandra Sollberger** (SVP) sah in der Aktion allerdings auch eine politische Dimension. Sie postete ein Bild des Stofftierchens mit dem Kommentar: «Ich hoffe, die pelzigen Freunde sind kein Zeichen für Kuschelpolitik...» (*kep*)

Claudia Friedl, rabiante SP-Nationalrätin, hat wenig Toleranz für Andersdenkende. Diesen Charakterzug lebt sie auch als Präsidentin des Kulturvereins Pic-o-Pello in St. Gallen aus, der jedes Jahr in Form von täglichen künstlerischen Darbietungen einen «kreativen Adventskalender» ausrichtet. Im diesjährigen Programm war auch ein Auftritt des Schriftstellers **Giuseppe Gracia** vorgesehen, bekannt als Kolumnist des *Blick* und als PR-Berater des Bistums Chur. Er hätte Weihnachtsgeschichten aus der Literatur vortragen sollen. Als Friedl von Gracias Engagement erfuhr – die Programme waren bereits gedruckt – liess sie ihn kurzerhand ausladen. Im *Tagblatt* rechtfertigte sie den Entscheid: Man wolle «eine friedliche Stimmung mit Kultur, Glühwein und Musik». Und mit Bezug auf Gracias Tätigkeit für den Churer Bischof **Vitus Huonder**: «Da passt der Sprecher eines Bischofs, der gegen Homo-

sexuelle hetzt und einen erbitterten Kampf gegen Abtreibung und Verhütung führt, einfach nicht hinein.» Er nehme zur Kenntnis, dass er als «Kommunikationschef von Darth Vader und dem Todesstern» offenbar «durch die Maschen Ihres Toleranz- und Gesinnungstests falle», schrieb Gracia der Sozialdemokratin. (fsc)

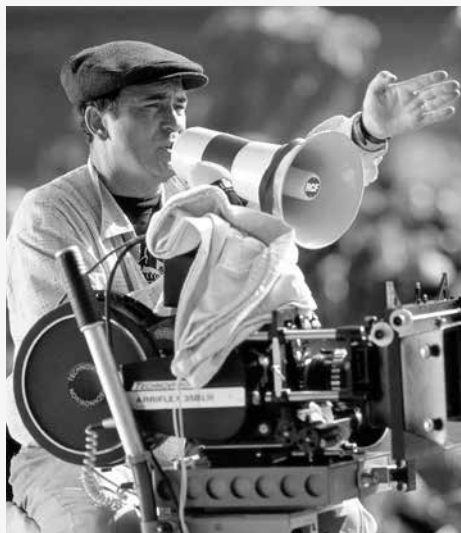
Kurt W. Zimmermann, Freund der Marktwirtschaft, ist beim Branchenmagazin *Schweizer Journalist* als Chefredaktor nicht mehr genehm. Verleger **Johann Oberauer** wünschte sich gemäss eigener Medienmitteilung «mehr Rücksichtnahme auf die politische Orientierung vieler Journalisten und eine weniger verlegernahe Haltung des Chefredaktors». Die neue Doktrin vertritt ab nächstem April der frühere Chefredaktor von *Südostschweiz* und *Basellandschaftlicher Zeitung*, **David Sieber**. Immerhin: Nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage steigt mit dieser Verknappung des Textflusses aus Zimmermanns Feder der Wert seiner wöchentlichen Kolumne in der *Weltwoche* weiter. (fsc)

Rolf Jäger, Staatsanwalt in Winterthur, wurde nach dem Raubüberfall auf die Zürcher Frauenmünsterpost von 1997 bekannt als «Jäger des verlorenen Schatzes». Leider blieb ein grosser Teil des Millionenschatzes für immer verschwunden, der «Jahrhundertraub» erwies sich vor Gericht als stümperischer Coup von Amateuren. Auch Jäger selber blieb der grosse Coup seither verwehrt. Der Prozess gegen den falschen Whistleblower **Rudolf Elmer** gammelte jahrelang unerledigt in seiner Amtsstube vor sich hin. Das Gleiche gilt für die Anklage gegen einen Fluglotsen, den Jäger mit sage und schreibe sieben Jahren Verspätung letzte Woche vor das Zürcher Obergericht brachte. Es geht um einen möglichen Fast-Zusammenstoss zweier Flugzeuge in Kloten im Jahr 2011. Der Lotse hatte die Panne selber gemeldet, dafür soll er nun bestraft werden. Das Urteil steht noch aus. (axb)

Peter Altmaier, Schwergewicht, hat sich als Verehrer starker Frauen offenbart. Der sechzigjährige deutsche Wirtschaftsminister mit einem kolportierten Lebendgewicht von 140 Kilo ist ewiger Junggeselle. Nach eigenen Worten haben ihn nur zwei Frauen je beeindruckt: seine Mutter und Kanzlerin **Angela Merkel**. Mit anderen Worten: zweimal Mutti. (ky)

Stefano Gabbana, Dolce & Gabbanas zweite Hälfte, hat in China einen Kulturschock ausgelöst. Zuerst nannte der italienische Modezar China «ein Scheissland», dann erklärte ein chinesisches Model in einem D&G-Werbepot, wie man mit Stäbchen Pizza isst. «Du zeigst mir, wie man Stäbchen benutzt, ich zeige dir, wie du China verlässt», tobte ein Instagram-User. Schwerer wogen Boykottaufrufe und die Absage einer Modenschau. Gabbana reagierte gelassen – mit einem asiatischen Wort: «Karma». (ky)

Nachruf



Überwältigungskino: Regisseur Bertolucci.

Bernardo Bertolucci (1941–2018) — Als Sohn einer Literatur-Lehrerin und eines Schriftstellers und Filmkritikers mendelte er sich zum wichtigsten italienischen Autorenfilmer der 1970er Jahre. Angefangen bei Pier Paolo Pasolini («Accattone»), fühlte er sich lange hin und her gerissen zwischen sprödem Politfilm und opulenten Schau- stücken, zwischen sozialrevolutionären Ansprüchen und grossbürgerlicher Tradition. In der Krise des italienischen Films galt er – neben Marco Bellocchio – als hoffnungsvolles Talent. 1962 debütierte er mit «La commare secca» und zwei Jahre darauf gelang ihm mit «Prima della rivoluzione», ein erster eigenwilliger Film über die Unfähigkeit eines Grossbürgers, sich als Kommunist von seiner bourgeoisen Herkunft zu lösen. Mit

«Il conformista» (1970) folgte ein Politfilm von visueller Opulenz. Der weltweite Erfolg half bei der Überwindung der italienischen Filmkrise, und Bertolucci kam nach Hollywood. So gewann er rasch Marlon Brando für seinen Skandalfilm «Last Tango in Paris» (1972), der in den USA enorm erfolgreich wurde. Später beschwerte sich Brando, von Bertolucci für die drastischen Sex-Szenen (buchstäblich) hinteres Licht geführt worden zu sein. Einmal versucht Brando mit einem Stück Butter Maria Schneider zu vergewaltigen. Eine Szene, die nie, so Schneider, mit ihr besprochen worden sei.

Berauscht vom Erfolg, machte sich Bertolucci an sein monumentales Epos «Novecento» (1976), die Chronik eines Jahrhunderts, in der er unbedingt den Konflikt zwischen Kommunismus und Konservatismus volkstümlich aufdröseln wollte am Beispiel eines Grundbesitzers (Robert De Niro), der mit dem Landarbeiter (Gérard Depardieu) ins Reine zu kommen versucht, aber in rauschhaften Lyrismen versackt. Der agrarische Naturbursche und der Besitzbürger landen in linkem Blut- und Boden-Kitsch. Der Zweiteiler (mit Burt Lancaster und Sterling Hayden) ist trotz allem ein Meilenstein, der Bertoluccis ungelöstes Problem – hier politische Intentionen, dort grosse Oper – wuchtig auf die Leinwand warf. Zunehmend sehnte er sich nach blosser Überwältigungskino. Mit «The Last Emperor» (1987) erfüllte sich der Wunsch. Er wurde mit neun Oscars ausgezeichnet. Zwei davon gingen an ihn (Regie und Drehbuch). *Wolfram Knorr*



«Ist es nicht besser, früher an später zu denken?»

Samantha Ritz
Leiterin Brokerkanalmanagement
zum längeren, selbstbestimmten Leben



Kinderlose regieren die Schweiz

Von Katharina Fontana und Philipp Gut — Politiker mit dem Erfahrungsschatz und der Verantwortung von Eltern sind im Bundesrat in der Minderheit. Nach der Wahl vom Mittwoch dürften die Kinderlosen ihre Mehrheit noch ausbauen. Ist das ein Problem?



Ketzerische Frage: Heidi Z'graggen, Viola Amherd, Guy Parmelin, Karin Keller-Sutter, Ignazio Cassis, Simonetta Sommaruga, Doris Leuthard (v. l.).

Seit gut einem Jahr ist die Schweizer Regierung mehrheitlich kinderlos. Die beiden Frauen Doris Leuthard (CVP) und Simonetta Sommaruga (SP) sowie die beiden Männer Guy Parmelin (SVP) und Ignazio Cassis (FDP) haben keinen Nachwuchs. Nach der Wahl vom 5. Dezember dürften sich die Gewichte noch weiter in diese Richtung verschieben. Drei der vier offiziellen Kandidatinnen und Kandidaten leben nämlich ebenfalls ohne Kinder: Karin Keller-Sutter (FDP) und die beiden CVP-Frauen Viola Amherd und Heidi Z'graggen. Nur der rechtsliberale FDP-Aussenseiter Hans Wicki bricht den Trend. Falls die freisinnige Favoritin Keller-Sutter und eine der beiden nominierten CVP-Kandidatinnen gewählt werden, würde sich die neue Regierung sogar aus fünf kinderlosen Mitgliedern zusammensetzen. Ueli Maurer (SVP, sechs Kinder) und Alain

Berset (SP, drei) wären dann noch die letzten Eltern im Bundesrat.

Das Kriterium «Kinder/kinderlos» war im Wahlkampf nie ein Thema, ganz im Gegensatz zum Geschlecht, das weitherum zur entscheidenden Frage stilisiert wurde. In früheren

Für kinderlose Singles verliere das Denken in Generationenketten seine Bedeutung, so Safranski.

Bundesratswahlen spielten die Region, der Kanton oder die Zugehörigkeit zu einer der nationalen Kulturen eine wichtige Rolle. Die Frage mag ketzerisch klingen – aber könnte es nicht sein, dass die Tatsache, ob jemand Kinder gezeugt, geboren und grossgezogen hat oder nicht, möglicherweise prägender ist als

der Wohnort oder das biologische Geschlecht? Wurde das Thema vielleicht deshalb nicht aufgegriffen, weil es schwierig, in manchen persönlichen Fällen auch schmerzhaft ist, darüber zu sprechen?

Berühmteste «Mutti» ist gar keine

Fakt bleibt: Die Zukunft der Schweiz wird auf höchster Regierungsebene mehrheitlich von Personen gestaltet, die privat keine Zukunft schaffen. Auch in grossen europäischen Staaten sind Kinderlose an der Macht, von Angela Merkel über Emmanuel Macron bis zu Theresa May. Für Deutschlands Kanzlerin gilt: Die berühmteste «Mutti» des Landes ist gar keine.

Der deutsche Philosoph und Bestsellerautor Rüdiger Safranski hält diese Entwicklung für problematisch. Der Mensch sei anthropologisch gesehen ein «Familientier», bemerkte

er in einem kontrovers diskutierten Interview in der *Stuttgarter Zeitung*. Die neue Single-Gesellschaft führe in der Summe zu einer «dramatischen Unreife in der Gestaltung des Lebens». Für kinderlose Singles verliere das Denken in Generationenketten seine Bedeutung. Sie verhielten sich mehr und mehr «als Endverbraucher, die sich selbst als Ende der Fahnenstange» sähen. «Wenn diese Mentalität an die Macht kommt, ist keine Zukunftspolitik mehr möglich», warnt Safranski.

Man muss es nicht gleich so düster sehen. Doch die Frage bleibt: Wie nahe kann eine Regierung am Leben der Leute sein, wenn kaum ein Mitglied weiss, wie es ist, Kinder zu haben? Denken Leute, die selber keinen Nachwuchs haben, weniger an künftige Generationen? Kurz: Machen Eltern eine andere, bessere, reifere Politik als Menschen ohne Kinder?

Wo bleibt die Familienperspektive?

Wer Kinder habe, müsse sich «in andere Lebensrealitäten einfühlen» und die Lebenswelt aus verschiedenen Perspektiven wahrnehmen, sagt die Psychologin und Feministin Julia Onken. Kinderlose müssten dies weniger leisten, jedenfalls sei es «grundsätzlich nicht in ihrem Alltag installiert». Daraus könne sich eine gewisse «eindimensionale Sichtweise» ergeben – doch gerade in der Politik gehe es darum, «in grösseren Zusammenhängen zu denken».

Interessant ist die historische Beobachtung, dass viele der feministischen Vorkämpferinnen, die den Frauen den Weg in die Schweizer Politik ebneten, keine Kinder hatten, heissen sie nun Emilie Lieberherr oder Judith Stamm. Der Kinderwunsch sei «fast nicht aus dem Hirn herauszubrennen», beschreibt Julia Onken die Erfahrung aus der psychologischen Praxis. Dieser Wunsch könne allerdings verlagert werden, zum Beispiel auf die Politik. Der Impuls, etwas schaffen und gestalten zu wollen, äussere sich dann darin, «im Weltgeschehen mitzumischen». Das könne durchaus positiv sein und ein Stück weit erklären, warum kinderlose Frauen, aber auch Männer oft so erfolgreich seien, so Onken.

Der Gynäkologe und Fertilitätsspezialist Michael Singer bestreitet die These vehement, dass Politiker ohne Kinder sich weniger nachhaltig für das Gemeinwesen einsetzen. Entscheidend seien die Motive für eine Kinderlosigkeit. Frauen, die eiskalt aus Karrieregründen auf Kinder verzichteten, gebe es eher selten. In den meisten Fällen handle es sich um eine «non-choice», also nicht um eine bewusste Wahl. Es ergebe sich einfach nicht oder sei plötzlich zu spät für Kinder.

Durchgezogene Bilanz

Ähnlich sieht es Professorin Barbara Buddeberg-Fischer, die in ihrer Praxis in Zürich psychosomatische Beratungen für Paare durch-

führt, die ein Kind bekommen möchten und sich häufig in einem reproduktionsmedizinischen Prozess befinden. Ihr Anliegen als Beraterin sei es immer, zu erfahren, wie der Plan B aussehe. Dies sei wichtig, falls sich der Kinderwunsch nicht erfülle. Wer trotz allen Anstrengungen und den Fortschritten der Medizin keine Kinder kriege und dies akzeptiere, könne seinen Schwerpunkt mehr auf die berufliche Karriere legen. Deshalb hätten viele kinderlose Frauen – auch in der Politik – Erfolg. «Man darf ihnen aber nicht unterstellen, dass sie in der politischen Arbeit die Familienperspektive vernachlässigen», betont Barbara Buddeberg-Fischer.

Nun ist es schwierig, den Einfluss des Kinderhabens oder der Kinderlosigkeit in konkreten Sachentscheiden nachweisen zu wollen. Ein Bundesrat bestimmt ja häufig nicht alleine. Schaut man sich an, welche Beschlüsse die kinderarme Landesregierung seit einem Jahr gefällt hat, könnte es aber auf den ersten Blick schon nach einer gewissen Trendwende aussehen. So lehnte es der Bundesrat im Juni überraschend ab, weiterhin Krippenväter zu spielen und die Subventionierung von Kinderbetreuungsplätzen um weitere vier Jahre zu verlängern; das Parlament stiess diesen Entscheid später allerdings um. Weiter sprach sich die Landesregierung im Sommer gegen einen bezahlten vierwöchigen Vaterschaftsurlaub aus, wie ihn eine Volksinitiative verlangt, und sie bot auch nicht Hand zu einem Gegenentwurf – was als unsensibel und familienfeindlich kritisiert wurde. Gegen die These, dass sich der Bundesrat in den letzten Monaten eher elternunfreundlich zeigte, spricht allerdings sein Entscheid, den Steuerabzug für die Krippenkosten massiv zu erhöhen und damit viele berufstätige Väter und Mütter finanziell zu entlasten. Und es liessen sich wohl auch noch weitere Gegenbeispiele finden.

Betrachten wir noch einen anderen Politikbereich, die Sozialwerke, die ja ungleich wichtiger sind als Familienfragen. Gibt es hier nicht bald Reformen, wird man der nachfolgenden Generation ein marodes, hoffnungslos überschuldetes System hinterlassen. Das müsste Mütter und Väter besonders mit

Sorge erfüllen. Die Bilanz der regierenden Eltern, die in diesem Bereich in den letzten Jahren federführend waren, ist allerdings durchgezogen. Den dreifachen Vater Didier Burkhalter (FDP) interessierte die Sanierung der Altersvorsorge und der Invalidenversicherung derart wenig, dass er sich bereits nach einem Kurzbesuch aus dem Innendepartement wieder verabschiedete und als Aussenminister auf

«Das kann nur sagen, wer selber keine Kinder hat», ist ein vernichtendes Argument.

die internationale Bühne wechselte. Seither liegen die Sozialwerke in den Händen von Alain Berset. Dass der 46-jährige Vater besonderes Augenmerk auf die nächsten Generationen legen würde, kann man auch nicht gerade behaupten: Berset setzt bei der AHV vornehmlich auf zusätzliche Steuern und Lohnbeiträge statt auf ein höheres Rentenalter. Die Rechnung für diese Politik der Umverteilung zugunsten der Älteren werden zur Hauptsache die Jungen bezahlen müssen, die noch ihr ganzes Erwerbsleben vor sich haben.

Pubertierende Söhne

Und wie steht es mit der Lebenserfahrung, der persönlichen Reife? Die Familie wird vielfach als Garant für Seriosität und Vertrauenswürdigkeit empfunden. Es kommt nicht von ungefähr, dass Politiker in den USA, aber auch anderswo auf der Welt regelmässig mit ihren Familien vor der Kamera posieren und sich flankiert von Frau und Kindern als verantwortungsbewusste Familienväter präsentieren, als fest im Leben verankerte Menschen, die schon allein mit Blick auf das Wohl ihrer Kinder und Kindeskinde nie unvernünftige Entscheide treffen würden. Kinderlose dagegen gelten schnell einmal als unsicherer Wert, als abgehobene Einzelgänger ohne Ahnung vom richtigen Leben. «Das kann nur sagen, wer selber keine Kinder hat», ist ein vernichtendes Argument: Man kann wohl keinen Politiker – und vor allem keine Politikerin – schneller zum Verstummen bringen und zum Nonvaleur erklären als



Ist der Mensch ein Familientier? Merkel, Macron, May (v.l.).

mit dem Verweis auf ihre eigene Kinderlosigkeit.

In der Schweiz stehen Politiker, die sich als Familienmenschen inszenieren und ihr Elternsein öffentlich vor sich hertragen, als wäre es ihre wichtigste Eigenschaft, zwar nicht besonders hoch im Kurs. Die Familie gilt als privat und soll nicht als Marketinginstrument für die Karriere erhalten. Gleichwohl kann man nicht bestreiten, dass Mütter und Väter aus einem reicheren Erfahrungsschatz schöpfen können als Kinderlose. Ihre Biografie ist vielfältiger, ihr Lebensmittelpunkt ist ein anderer, sie nehmen Beschränkungen, Belastungen und Ängste auf sich, die man ohne Kinder nicht hat. Im Gegenzug sind sie – vielleicht – glücklicher, ausgefüllter, ausgeglichener, geerdeter als jene, die ohne Nachwuchs durchs Leben gehen. Doch kann man daraus schliessen, dass Eltern ein Land besser regieren?

Wer sich darüber mit Eltern und Kinderlosen unterhält, bekommt Unterschiedliches zu hören. Doch letztlich gibt es ein handfestes Argument, das für kinderlose Politiker spricht: Nichts stört die Arbeit, man hat keine Familienpflichten, verpasst keine Geburtstage, muss sich nicht dauernd gegen die Familie entscheiden. Nun treten die meisten Bundesräte ihr Amt in einem Alter an, in dem die Kinder schon Teenager oder junge Erwachsene sind. Doch häufig ist genau das die Phase im Leben eines jungen Menschen, in der schnell alles aus dem Ruder laufen kann und man als Elternteil besonders genau hinschauen und präsent sein muss. So begründete der frühere Zürcher Stadtpräsident Elmar Ledergerber (SP) vor zehn Jahren seinen Rücktritt damit, dass er sich stärker um seinen pubertierenden Sohn kümmern müsse. Man darf davon ausgehen, dass auch Finanzminister Ueli Maurer, dessen Sohn sich jüngst unter medialem Scheinwerferlicht vor dem Strafrichter verantworten musste, schon bessere Tage und Nächte hatte. Zudem gibt es Situationen, wo man als Mutter oder Vater unentbehrlich ist und sich die Kinder mit dem Amt schlicht nicht mehr vereinbaren lassen.

Keine Kinder – keine Sorgen

Das zeigt beispielhaft die erfolgreiche dänische Polit-Fernsehserie «Borgen». Die Protagonistin Birgitte Nyborg, erste Premierministerin von Dänemark, übersteht alle politischen Angriffe und emotionalen Stürme, selbst die Trennung von ihrem Mann steckt sie irgendwie weg, doch als ihre halbwüchsige Tochter schwer erkrankt, ist die Sache gelaufen: Die Politikerin gibt ihr Amt ab, weil sie als Mutter gebraucht wird. Um wie viel einfacher haben es da doch, um in der Serienwelt zu bleiben, Francis und Claire Underwood in «House of Cards», die sich ungestört auf ihre Polit-Intrigen im Weissen Haus konzentrieren können. Keine Kinder – keine Sorgen. ○

Politik

Rechte Frau – schlechte Frau?

Die Frauenlobby erwartet von den Bundesratskandidatinnen, dass sie sich zu sogenannten Frauenanliegen bekennen. Damit bedient sie Geschlechterklischees. Von Katharina Fontana



Gefühl vor Verstand: Alliance-F-Chefin Bertschy.

Eine Woche vor den Bundesratswahlen läuft es für die Frauen rund. Alles deutet darauf hin, dass die Vereinigte Bundesversammlung nächste Woche zwei neue Bundesrätinnen küren wird. Die Freisinnige Karin Keller-Sutter wird ihrem Konkurrenten Hans Wicki wohl keine Chance lassen; die Frage ist im Moment nur, wie viele Wahlgänge sie benötigen wird. Und die CVP setzt mit Viola Amherd und Heidi Z'graggen ohnehin auf zwei Kandidatinnen. Das Lamento, das nach der Wahl des freisinnigen Tessiners Ignazio Cassis vor gut einem Jahr durchs Land zog, gehört der Vergangenheit an. Die künftige Landesregierung ist zwar noch lange kein Matriarchat, sie dürfte aber doch eine starke weibliche Vertretung haben.

Bei Alliance F, dem Bund Schweizerischer Frauenvereine, zeigt man sich mit dem Gang der Dinge denn auch zufrieden. Gleichzeitig will der Frauendachverband die drei Anwärterinnen nun aber genauer unter die Lupe nehmen und führt erstmals vor einer Bundesratswahl Anhörungen durch. Es gehe darum, die Bewerberinnen besser kennenzulernen und zu erfahren, wie sie zu verschiedenen gleichstellungspolitischen Themen stünden, sagt die Co-Präsidentin von Alliance F, die grünliberale Berner Nationalrätin Kathrin Bertschy. Etwa zu Massnahmen rund um die Lohngleichheit oder zur Vertretung der Frauen in Kaderpositionen. Und vor allem wolle man wissen, wie die jeweilige Kandidatin die Vereinbarkeit von Beruf und Familie voranbringen wolle.

Gegen Frauenquoten

Man kann davon ausgehen, dass die beiden sozial mehr oder weniger stark angehauchten CVP-Anwärterinnen den Ansprüchen von Alliance F genügen werden. Nicht so

Karin Keller-Sutter, die staatlichen Eingriffen und weiterem Sozialausbau skeptisch gegenübersteht. Die St. Gallerin hält nichts von der Pflicht zu Lohnanalysen, auch Frauenquoten lehnt sie ab, und von einem staatlich finanzierten Vaterschaftsurlaub will sie ebenfalls nichts wissen, wie sie in Interviews sagte. Gut genug für Alliance F? «Uns ist wichtig, dass Frauen gleichberechtigt in der Politik mitwirken, egal, welcher Partei sie angehören», betont Bertschy. «Es geht uns darum, die Kandidatinnen für unsere Anliegen zu sensibilisieren – und zu hören, ob Frau Keller-Sutter vielleicht alternative Lösungen vorschlägt, wie sich beispielsweise die Vereinbarkeit von Familie und Beruf verbessern lässt.»

Leicht suspekt

Nun steht es Alliance F selbstverständlich frei, Anhörungen durchzuführen wie andere Lobbys auch. Gleichzeitig ist das Ganze aber doch widersprüchlich. Man ist nicht einfach zufrieden mit einer Frau in der Landesregierung, sondern es soll eine sein, die als Fürsprecherin ihres Geschlechts auftritt und sich zu sogenannten Frauenanliegen bekennt. Dabei wird übersehen, dass es in der Bevölkerung zahlreiche Frauen gibt, die sich in der stark nach links tendierenden Frauenlobby und deren Wünschen in keiner Weise erkennen und die glücklich wären über eine Bundesrätin, die für einmal nicht auch in diesen Chor miteinstimmt.

Dazu kommt noch etwas anderes. Rechtsbürgerliche Politikerinnen gelten in der Öffentlichkeit noch immer als leicht suspekt, ihnen haftet schnell der Ruf an, sie seien kalt und hartherzig – die «Eiserne Lady» Margaret Thatcher lässt grüssen. Von Frauen wird implizit erwartet, dass sie sich sozialer und empathischer zeigen als Männer, mehr Herz für Mensch und Umwelt beweisen und dass ihnen Vaterschaftsurlaub und Krippengelder a priori wichtiger sind als gesunde Staatsfinanzen.

Anders gesagt: Man hat auch heute noch häufig den Eindruck, bei einer Politikerin müsse das Gefühl vor dem Verstand kommen. Das ist natürlich Unsinn. Dass nun ausgerechnet feministische Organisationen wie Alliance F mit solchen Geschlechterklischees spielen, zumindest unterschwellig, wirkt da wie ein schlechter Witz.



Exklusives Leserangebot «Auszeit in Andermatt» Ab ins Winterparadies!

Tiefverschneite Berghänge, wolkenloser Himmel und romantische Abende am knisternden Kaminfeuer: So sehen Traumferien in Andermatt aus. Gönnen Sie sich eine exklusive Auszeit im Herzen der Schweizer Alpen.

Die SkiArena Andermatt-Sedrun ist mit über 120 Pistenkilometern und 22 Skiliften das grösste Skigebiet der Zentralschweiz. Es erstreckt sich vom Gemsstock (2961 m ü. M.) über den Schneehüenerstock (2773 m ü. M.) und den Oberalppass bis ins bündnerische Sedrun-Disentis. Dank der Ost-West-Lage profitieren die zahlreichen Pisten, Loipen und Wanderwege von vielen Sonnenstunden.

Skifahren, Langlaufen, Schneeschuhwandern, Schlitteln, Eisklettern in Göschenen oder Schlittschuhlaufen auf dem Eisfeld in Andermatt – die Möglichkeiten für Spass und aktive Erholung sind grenzenlos. Und wenn Sie sich nach einem erlebnisreichen Tag so richtig entspannen wollen, finden Sie in den Gotthard Residences einen topmodernen Wellnessbereich mit Schwimmbad.

Ihre Ferienwohnung an der Piazza Gottardo im autofreien Andermatt Reuss verfügt über jeden Komfort, den Sie sich erträumen. Neben der Hotelbar und dem Restaurant im «Radisson Blu Hotel Reussen» kann Sie zudem das Restaurant «Biselli» mit einer Bäckerei und einem kleinen Shop mit allerlei Köstlichkeiten verwöhnen.



Platin-Club-Spezialangebot

Nur für Weltwoche-Abonnenten:
«Auszeit in Andermatt»

Angebot 1:
2 Pers. für 2 Nächte: Fr. 640.– (statt Fr. 830.–)

Angebot 2:
2 Pers. für 6 Nächte: Fr. 1970.– (statt Fr. 2300.–)

Leistungen:

- Vollaustattete 2,5-Zimmer-Wohnung
- Skipässe für 2 bzw. 6 Tage der SkiArena Andermatt-Sedrun
- Willkommensdrink im Restaurant «Biselli»
- Inkl. Parking, Bettwäsche, Endreinigung, WLAN und HD-TV

Buchung:

Reservieren Sie über Tel. 041 888 78 00 oder per E-Mail an reservation@andermatt-swissalps.ch. Bitte das Stichwort «Weltwoche» angeben. Gültig von 7. Januar bis 15. Februar und 2. April bis 19. Mai 2019.

Veranstalter:

Andermatt Swiss Alps AG

www.weltwoche.ch/platinclub



Nach ablehnenden Erstkontakten 1974/75 kam es nur noch ein einziges weiteres Mal zu Kontakten: Sentinelesen am Strand.

Essay der Woche

Wir wollen euch nicht

Von Peter van Ham — Ein US-Missionar starb auf den Andamanen-Inseln im Pfeilhagel eines rätselhaften Urvolks. Die Fremdenfeindlichkeit der Steinzeitmenschen hat gute, nachvollziehbare Gründe.

Am 16. November ist auf der Insel Nord-Sentinel im Indischen Ozean ein 26-jähriger US-Amerikaner namens John Chau von Ureinwohnern getötet worden. Mittels Bestechung einiger Fischer war es ihm bereits am Vortag gelungen, die strengstens verbotene Insel zu betreten. Er hatte ein paar Geschenke für die Bewohner dabei, die auf seinen Besuch jedoch feindselig reagierten und ihn mit Pfeilen beschossen. Es gelang ihm, zum Boot zurückzukehren. Als er jedoch am nächsten Morgen die Insel wieder betrat, töteten ihn die Ureinwohner. Laut eigenen Angaben zufolge war Chaus forciertes Besuch aus christlichem Missionseifer heraus erfolgt.

Schädelkult

Dieses Ereignis hat die Bevölkerung des kleinen Eilands Nord-Sentinel, die als das am wenigsten bekannte Volk der Erde gilt, in den Fokus der Weltöffentlichkeit gerückt. Zuletzt geschah dies in geringerer Masse 2004, als die Inselgruppe der Andamanen und Nikobaren vom Tsunami überrollt wurde. Damals erstaunte die Tatsache, dass die Ureinwohner

aufgrund ihrer Fähigkeit, die Zeichen der Natur zu deuten und rechtzeitig Schutz zu suchen, von der Katastrophe weitgehend verschont geblieben waren.

Das zu Indien gehörende, 8500 km² grosse Inselgebiet liegt im Golf von Bengalen zwischen dem Cape Negrais in Myanmar und Aceh an der Nordspitze Sumatras. Über 700 km von Nord nach Süd erstrecken sich die 572 tropischen Inseln. Die kleinwüchsige, dunkelhäutige Urbevölkerung der 26 besiedelten Andamanen-Inseln, zu der auch die Sentinelesen gehören, besteht aus Jägern und Sammlern, die ihre Nahrung und spärliche Kleidung aus dem sie umgebenden Regenwald und dem Meer beziehen. Kulturell sind sie mit austronesischen Völkern verwandt, wie sich unter anderem an dem von ihnen praktizierten Schädelkult – die Angehörigen tragen die Schädel ihrer Ahnen während der Trauerphase mit sich herum – ablesen lässt. Wohl bereits seit zirka 26 000 Jahren auf den Inseln ansässig, leben die wenigen Angehörigen der sprachlich und kulturell eigenständigen ethnischen Gruppen der Andamaner, Onge

und Jarawa heute nur noch in kleinen, reservatsähnlichen Gebieten von Mittel-, Süd- und Klein-Andaman und die Sentinelesen auf dem fünfzig Kilometer westlich der Hauptinsel gelegenen Eiland von Nord-Sentinel, wo der Amerikaner zu Tode kam.

Der Hintergrund für diese Einschränkung des Lebensraums ist derselbe wie in vielen anderen Ländern der Welt, wo Einwanderer sich mit brutaler Gewalt der vorgefundenen Ge-

Aufgrund zahlreicher Malaria-Ausbrüche gaben die Dänen Mitte des 19. Jahrhunderts auf.

biete bemächtigt und die ortsansässige Bevölkerung erst als «Wilde» oder gar «Menschenfresser» diskreditiert und dann vertrieben oder ausgerottet haben. Hier begann diese tragische, bis heute fortdauernde Geschichte in der Mitte des 18. Jahrhunderts, als die Dänische Ostindien-Kompanie auf den Inseln landete. Ungefähr zur selben Zeit verlegten die Briten, deren eigene Handelsgesellschaft

sich in Indien immer mehr ausbreitete und an Einfluss gewann, Gefangenenlager auf einige der Inseln. Aufgrund zahlreicher Malariaausbrüche gaben die Dänen Mitte des 19. Jahrhunderts auf und verkauften ihre «Inselanteile» an Britisch-Indien. Die verstärkte Ansiedlung britischer Verwaltungsangestellter und deren Gefolgschaft sowohl von burmesischer wie indischer Seite aus brachte die Ureinwohner in immer stärkere Bedrängnis – vor allem in Bezug auf eingeschleppte Krankheiten wie Masern, Grippe und Atemwegsinfekte, gegen die sie keine Abwehrkräfte besaßen, aber auch wegen der bewusst auf die Zerstörung der indigenen Bevölkerung abzielenden Förderung von Alkohol- und Opiumabhängigkeit durch die Kolonialherren. So waren zum Ende der Kolonialzeit in der Mitte des 20. Jahrhunderts von der ehemals rund 7000 Personen starken Urbevölkerung nur noch zirka dreissig übrig. Der letzte Angehörige des Jangil-Volkes war bereits 1912 gestorben.

Diplomatische Winkelzüge

Der jahrhundertelange, für die Stammesbevölkerungen desaströse Kontakt zu den Besatzungsmächten, zu denen kurzzeitig auch Österreich und Japan gehörten, hat nun Indien, dem die Andamanen und Nikobaren



Fast-Ausrottung führte zu einem rigiden Kontaktverbot.

1956 zugesprochen wurden, zu einer widersprüchlichen Politik auf diesen Inseln veranlasst. Einerseits fördert man eine hochfrequente Zuwanderung, vor allem aus Bengalen (Einwohnerzahl 2017: über 400 000), sowie die Entwicklung des Tourismus (ebenfalls mehr als 400 000 Personen im Jahr 2016). Andererseits fühlt man sich verpflichtet, dafür zu sorgen, dass nicht auch noch die letzten Indigenen – man schätzt ihre Zahl auf ungefähr 650 Individuen – ausgerottet werden. Dies hat zur Anordnung eines rigiden Kontaktverbots in den wenigen noch verbliebenen Stammesgebieten geführt, was den Praktiken der Kolonialzeit entspricht. So fand die britische Besetzung Indiens schrittweise statt – sukzessive,



Mittels Bestechung auf verbotener Insel: Chau, 26.

ein Landstrich nach dem anderen, abhängig vom Ausgang diplomatischer Winkelzüge und vorhandenem Eroberungsbudget. Wer erobert worden war, wurde Teil des Britischen Weltreiches, wer noch nicht einverleibt war, dessen Gebiet wurde zum Sperrgebiet deklariert – so lange, bis es irgendwann auf irgendeine Art ebenfalls Teil der Krone wurde. So geschehen beispielsweise im gesamten Nordosten Indiens, einem Gebiet so gross wie Westeuropa, dessen Kerngebiet, das Schwemmland von Assam, den Briten Mitte des 19. Jahrhunderts von den Burmesen für gewährte Unterstützung quasi geschenkt wurde. Von einem temporären Verwaltungssitz aus versuchten diese dann durch die umliegenden Bergschungel eine Verbindung nach Süden zu dem ebenfalls annektierten Burma zu schaffen, genauso wie nach Norden gen Tibet und nach Osten gen China.

Die Haltung der in den Berggebieten lebenden Bevölkerungsgruppen war meist kriegerisch und feindselig, was ihren über Jahrhunderte schwierigen Lebensbedingungen geschuldet war. Daher war die Verwaltung dieser Gebiete eher lose – für mehr fehlte schlichtweg das Personal. Man begnügte sich mit jährlichen Geschenken, um sich die lokalen Stammesfürsten vom Leib zu halten, oder unternahm Vergeltungsexpeditionen, wenn Bevölkerungsteile aus den unverwalteten Gebieten Angriffe auf die verwaltete Zone durchgeführt hatten. Grösstenteils waren die Regionen jedoch sich selbst überlassen und wurden als Sperrgebiete abgeschottet, die man weder betreten noch verlassen durfte.

Zum Ende der Kolonialzeit veränderten die Briten ihre restriktive Haltung geringfügig, indem sie ethnologisch interessierte Beamte für die Verwaltung und die vorsichtige Erforschung der noch unverwalteten Gebiete einsetzten oder Ethnologen unter Militäreskorten kontrollierten Zutritt gewährten – schliesslich wollte man ja wissen, wen es da zu erobern galt. Missionaren gegenüber, die natürlich von jeher ihre Botschaft zu ver-

breiten suchten, waren die Briten zwiespältig eingestellt, vor allem aus Sicherheitsgründen.

Diese zwiespältige Haltung, geprägt durch Abschottung und vorsichtige Annäherung/Erforschung, hat Indien für die letzte verbleibende, mittlerweile verschwindend geringe Stammesbevölkerung auf den Andamanen übernommen. Dem zugrunde liegen auch katastrophale Erfahrungen der Nachkriegszeit in anderen Regionen Indiens, wo die Urbevölkerung gnadenlos übervorteilt und um ihr Land gebracht worden ist, was den nahezu vollständigen Verlust ihrer Kultur bewirkt hat. Ein grosser Teil des Nordostens ist immer noch geprägt von militanten Untergrundaktivitäten und Unabhängigkeitsbestrebungen der indigenen Bevölkerungsgruppen.

Auf den Andamanen respektiert man grösstenteils die feindselige Haltung der indigenen Bevölkerungsgruppen. Hier fällt dies leichter, da die Stämme bereits extrem marginalisiert sind und Inseln wie Nord-Sentinel einfach zu Sperrzonen deklariert werden können. Gleichzeitig sind auch die Kontaktbestrebungen auf ein Minimum beschränkt. In Nord-Sentinel kam es nach den ablehnenden Erstkontakten 1974/75 nur noch ein einziges weiteres Mal zu Kontakten, nämlich 1996. Daher gelten die Sentinelesen als das am wenigsten bekannte Volk der Erde, wenn auch ihre Gemeinsamkeiten mit den geringfügig bekannteren Jarawa, mit denen sie wahrscheinlich auch immer wieder übers Meer in Kontakt stehen, unübersehbar sind. Jedoch reihen sie sich ein in die Gruppe der «Unkontaktierten/Freiwillig isolierten Völker», zu denen man zirka hundert Ethnien, vornehmlich der Regenwaldgebiete Süd- und Mittelamerikas sowie des indonesischen Teils Neuguineas, zählt. Das Wissen über sie ist beschränkt auf Luftaufnahmen und zufällige, überraschende und daher zu meist gewalttätige Begegnungen.

Zwangsmigration und Entfremdung

Angesichts der tradierten negativen Erfahrungen, die diese Völker oder ihre Nachbarn möglicherweise mit den Fremden in der Vergangenheit gemacht haben, sei es in Form von Krankheiten, die nicht selten ihre ganze Gruppe hinwegrafften, oder langfristig durch Übervorteilung, Landnahme, Zwangsmigration und Entfremdung, ist ihre Feindseligkeit mehr als nachvollziehbar und wirft umfassende Fragestellungen zum Themenkomplex «Erschliessung letzter natürlicher Gebiete» und «Globalisierung» auf.



Peter van Ham ist Buchautor, Fotograf und Kurator. Er erforscht seit dreissig Jahren die Kulturen der indigenen Bevölkerungen Indiens und des Himalajas. 1995 hat er die Andamanen besucht, zu den Stammesgebieten drang er nicht vor.

Verhüllen ist sexy. Wirklich?

Von Franziska K. Müller — Die Religion beeinflusst die Modewelt. Auf den massgebenden Laufstegen ist Verschleierung der letzte Schrei. In der Szene ist man sich einig: Da sei etwas Tolles im Gang.

Skinny Jeans und Kreationen, so winzig, dass man sie im Kleiderschrank mit der Lupe suchen muss, haben Konkurrenz erhalten: Roben im Keuschheitslook, sakral anmutende Faltenwürfe und lose geschnittene Hosen. Jene, die in der weiblichen Verhüllung nicht nur einen Trend, sondern eine gesellschaftliche Bestimmung sehen, dominieren die Laufstege. Allen voran das amerikanische Label The Row. Hochgeschlossen, langärmelig, bodenlang.

Jahrelang galt die Marke als Aussenseiterin im glamourösen Modestück. Doch nun hat der Wind gedreht. Ein sackartiges Gewand in der Farbe «Sumpf» (für 2600 Dollar) gilt als Must-have eigenständiger Frauen, die es satt haben,

andauernd auf ihre Sexualität reduziert zu werden. Vergessen die Zeiten, als die Gründerinnen von The Row – die ehemaligen Kinderstars Mary-Kate und Ashley Olsen – aufgrund ihres Looks «Gruselschwestern» genannt wurden. Heute gelten sie als strahlende Ikonen eines konservativen Trends, der sich den Weg auch in den Mainstream gebahnt hat: Modest Fashion.

Die Literaturwissenschaftlerin und Modetheoretikerin Barbara Vinken nennt es «die hohe Kunst des Angezogeneins», und: «Die neue Zurückhaltung führt in unseren Breiten nicht zwingend zu einer verklemmten Mode, sondern zu mehr Raffinesse und Freiheit.»

Weibliche Rüstungen

Der Blick auf die Laufstege zeigt eine andere Realität. Mode soll Frauen schön machen? Das war einmal. Entwürfe des unabhängigen New Yorker In-Labels Creatures of Comfort verwandeln die Trägerinnen optisch in eine Mischung aus Tankwart und Kelly-Fan. Geradezu grotesk muten manche Emp-



«Mehr Raffinesse und Freiheit»: The Row (l.) und Popstar Rihanna für Mimu Maxi.



fehlungen von Vasquez oder Comme des Garçons an. Die Kreationen werden als weibliche Rüstungen beschrieben – «in einer Zeit, in der der weibliche Körper einer andauern-

Manche sehen im asexuellen Flatter-Design einen Gegentrend zum allzu Offensichtlichen.

den Beobachtung ausgesetzt ist» (*New York Times*). Andere sehen in asexuellen Flatter-Designs eine radikale Geste, einen positiven Gegentrend zum allzu Offensichtlichen der vergangenen Jahre.

Diese Interpretation ist insofern erstaunlich, als die Enthüllung der Frauen bisher als emanzipativ gegolten hat, Bedeckendes und Versteckendes jedoch als Indiz der weiblichen Unfreiheit in vielen Belangen gewertet worden ist. Nach Jahren, in denen der vom Knöchel zu den Knien wandernde Rocksaum Aufschluss darüber gab, wie es um die Rolle der Frauen in der Gesellschaft bestellt war, wurde die Erfindung der Engländerin Mary Quant –

der Minirock – im Jahr 1958 als modischer Meilenstein gefeiert, denn das drastische Hochrutschen der Rocklänge war nicht etwa dem Wunsch nach Sexyness geschuldet, sondern sollte für mehr Bewegungsfreiheit sorgen. Seither ist viel geschehen: BH-Verbrennungen, Disco-Mode und Schulterpolster, die Demokratisierung des Luxus, Purismus und Opulenz, Porno-Chic. Und jetzt das: Modest Fashion (bescheidene Mode).

«Modest Fashion» – dieser Begriff bezeichnet eigentlich Kleidung, die religiösen Vorschriften zu folgen hat, wozu – im christlichen, jüdischen und muslimischen Milieu – das Verbergen von Schlüsselbein, Ellbogen, Beinen und Haaren gehört. Die Einsicht, dass schöne Schnitte und kostbare Materialien dem Halal-Lifestyle keinen Ab-

bruch tun, sorgte im Bereich der muslimischen Modest Fashion vor Jahren für eine Flut von Kreationen, die eine andere Botschaft vermitteln wollen, als wenn die fromme Frau bloss eine schlechtsitzende Abaya oder einen unansehnlichen Nylonrock trägt.

Vor allem aber tat sich im Rahmen einer bisher modisch unterversorgten Frauengruppe eine riesige Goldgrube auf: Laut einer Einschätzung des renommierten Thomson Reuters Report werden muslimische Kundinnen – viele von ihnen sind jung, gutsituiert und über die sozialen Netzwerke miteinander verbunden – im Jahr 2019 weltweit 484 Milliarden Dollar für Mode ausgeben.

Als erste westliche Designerin erkannte Donna Karan (DKNY) das Potenzial eines gigantischen Marktes und lancierte vor vier Jahren die Ramadan-Kapsel Kollektion. Leena Al Ghouti, eine kanadisch-palästinensische Bloggerin, die in Dubai lebt, präsentierte die märchenhaften Seidenroben der New Yorkerin in der arabischen *Vogue*. 200 000 Followerinnen – viele stammen aus der säkularen Welt – folgen heute den modischen Empfehlungen

der 26-Jährigen. Auch andere Influencerinnen aus den Golfstaaten promoten XXL-Entwürfe von Dolce & Gabbana für 800 Dollar und Flat-terhosen aus gehämmertem Seidensatin von Oscar de la Renta für 650 Dollar. Beide Labels bieten Mode an, die den Vorgaben des Korans entspricht und gleichzeitig weltläufigen Glamour versprühen soll.

Auch die jüdische Modest Fashion hat ihr Image aufgefrischt. Viele Christinnen gehören heute zur Kundschaft der amerikanischen E-Commerce-Website Modli, jedoch auch Frauen aus Dubai bestellen, was die Gründerin Nava Brief-Fried als «klassischen und professionellen Look» beschreibt. Mehr Anspruch auf Hipness haben die aus dem jüdisch-orthodoxen Milieu in Brooklyn stammenden Designerinnen Mushky Notik und Mimi Hecht. Bekannt dafür, dass sie auch mit nichtjüdischen Designern und Bloggern zusammenarbeiten, wollen die dekonstruktivistischen Entwürfe ihres Labels Mimu Maxi in den hedonistischen Alltag, aber auch in die Synagoge passen.

Der Anspruch der beiden lautet: «Unsere Mode will Frauen stark und sogar sexy machen.» Wie Sexyness definiert wird, liegt auf der Hand: Man muss nicht alles zeigen, um begehrenswert auszusehen. Über den Umstand, dass der Verzicht auf Entblössung keine Freiwilligkeit ist, soll der Leggings-Rock hinwegtrösten. Der in bunten Farben und Leo-Print

erhältliche Jerseyschlauch ist knalleng – und gleichzeitig knöchellang.

Heute tragen Mennonitinnen Nylonkapuzen. Der Hidschab kann aus einer High-tech-Faser gefertigt oder mit lustigen Emojis bedruckt sein, der Scheitel als wallende Mähne daherkommen. Bedeckt bleiben Köpfe und Körper der Frauen trotzdem. Nicht nur westliche Luxuslabels scheint das wenig zu kümmern. Unter anderen brachte Marks & Spencer Ganzkörperbadeanzüge in poppigen Farben unter die Britinnen, H&M machte mit einem verhüllten Model auf eine Nachhaltigkeitskampagne aufmerksam, und der amerikanische Sportartikelhersteller Nike hat eine «Pro-Hijab»-Kollektion entworfen, die in London und Paris als hip gilt.

Konfrontation mit der Vergangenheit

Nicht erst seit Rihanna mit einer schleierartigen Kopfbedeckung für Aufsehen sorgte und Janet Jackson sowie Madonna – ohne provokativen Hintergedanken, wie beide versicherten – sich mit Versatzstücken der muslimischen Kleiderordnung schmücken, setzten westliche Designer die Ästhetik religiöser Kleidung auf alternative Weise um, weiss Lisa Aiken, Chefeinkäuferin von Net-A-Porter, einer der erfolgreichsten Shopping-Plattformen für Luxusmarken mit Sitz in London. Von der Strasse auf die Laufstege und dann in

den Mainstream, mit Kollektionen, die für alle erschwinglich sind: Dieser Weg ist kurz, und jene Labels, die sich den körperlosen Religionslook schon länger auf die Fahne geschrieben haben, dürfen als Ideenlieferanten und Trendsetter mitmischen.

Bei den Adaptationen greife man darauf zurück, was in der Mode schon immer fasziniert habe, glaubt Barbara Vinken. Die Konfrontation mit der eigenen religiösen Vergangenheit – Priester, Nonnen und Mönche – sei ebenso wie die Auseinandersetzung mit anderen Kulturen und deren Kleidungsstil nicht neu. Es gibt allerdings einen Unterschied: Frühere Entwürfe von Jean Paul Gaultier oder Hussein Chalayan setzten sich kritisch mit religiösen Kleidervorschriften auseinander, und die exzentrischen Kreationen galten als untragbare Provokationen. Die aktuelle Mode hingegen ist Aufforderung und Empfehlung an weltlich lebende Frauen, sich anständig und also bedeckt zu kleiden. Immerhin: selbstgewählt und hoffentlich nur eine Saison lang.



Barbara Vinken:
Angezogen – Das Geheimnis der Mode.
Klett-Cotta.
255 S., Fr. 29.90



Meister
Werk

Il Pino di Biserno 2016

Toscana igt
Tenuta di Biserno, Toscana

Leuchtender Stern der Maremma.
Kreation von Lodovico Antinori.
Tiefgründig, komplex, imposant.
Elegant, unwiderstehlich.

Bindella

CHF **39.90**
statt 44.50, 75 cl

Jetzt bestellen auf bindella.ch
Gültig bis 2.1.2019

Bindella
la vita è bella



Nachbarn aus Nigeria

Von Christoph Mörgeli

In einer Razzia haben St. Galler Kantons- und Stadtpolizisten einen Kokainring ausgehoben. Die verhafteten fünfzehn «Touristen» stammen gemäss Medienmitteilung aus «Nachbarländern». Wobei dieser Begriff ziemlich weit gefasst ist: Das Verbrechersyndikat besteht aus zwölf Nigerianern, einem Liberianer, einem Portugiesen und einem Italiener. Helvetische Beteiligung am Drogengeschäft: null. Schon zuvor konnten in St. Gallen zwölf «Kleindealer» festgenommen werden: neun aus Nigeria, zwei aus Kamerun und einer aus Eritrea. Schweizer Anteil: null. Fazit: Vor allem Schwarze haben Weisses. Der Gesamtwert des über neun Kilo sichergestellten Kokains beträgt 800 000 Franken.

Wenn sich schon in der achtgrössten Schweizer Stadt westafrikanische Drogenkartelle solchen Ausmasses einnisten: Wie bunt treiben sie es anderswo? Doch der öffentliche Aufschrei blieb aus. Dafür sorgte eine überaus dünne Berichterstattung in unseren Medien. Lieber als über die 27-köpfige Drogenbande berichteten die Zeitungen anderntags, dass Hotelerbin Paris Hilton auf Instagram Marilyn Monroe zitiert habe. Und dass ein Minderjähriger mit einem Motorrad in eine Radarfalle getappt sei. Und dass in Indonesien ein Walfisch mit verschluckten Plastiktüten gefunden worden sei.

Ein Skandal ist in der Schweiz nicht, wenn die Nigerianer den Kokainhandel kontrollieren. Skandalös ist, wenn ein Chef des Bundesamtes für Migration Klartext spricht. So kritisierte Alard du Bois-Reymond 2010, dass die Nigerianer am meisten Asylanten stellen: «99,5 Prozent von ihnen ohne die geringste Chance, in der Schweiz bleiben zu können. Sie kommen nicht als Flüchtlinge hierher, sondern um illegale Geschäfte zu machen.» Die Nigerianer – so du Bois-Reymond – fänden in der Schweiz die zweitgrösste Kolonie von Landsleuten und betätigten sich fast ausschliesslich im Drogenhandel.

SP-Justizministerin Simonetta Sommaruga schickte ihren klartextenden Chefbeamten in die Wüste. 2009 stoppte das Bundesgericht die verdeckten Ermittlungen zur Drogenbekämpfung für einige Jahre. Die Drogenhändler liessen die Champagnerzapfen knallen. Erst nach mehrjähriger Revision des Polizeigesetzes wurde der Fahndungserfolg in St. Gallen möglich. Dabei leisteten Drogenhunde gute Dienste. Angesichts der nigerianischen Schneeberge hätte man aber auch Lawenhunde einsetzen können.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Sibylle Berg schlägt Christoph Blocher

Von Peter Bodenmann — Toni Brunner sah es kommen. Deshalb verliess er das sinkende Schiff in Richtung «Haus der Freiheit».



Trump, Bannon (l.), Brexit und Köppel (r.) machen uns Angst. Herr und Frau Schweizer werden vorsichtig.

Für Toni Brunner war die Selbstbestimmungsinitiative die wichtigste Abstimmung seit dem EWR. Irgendwie sah er den Absturz kommen. Deshalb versuchte er in den letzten Wochen, die Anti-Menschenrechtsinitiative mit Hilfe der Hornkuh-Initiative zu retten. Vergeblich.

Christoph Blocher butterte viel Geld in eine butterweiche Kampagne, die mit ihren Inseraten inhaltlich und farblich an brave CVP-Wischiwaschi-Werbung erinnerte. Als diese Weichspülung – wie die Umfragen zeigten – nicht funktionierte, stellte Herrliberg die Weichen auf Attacke. Aus der untersten Schublade wurden wieder die Minarette hervorgezogen.

Das brutale Resultat spricht für sich: Sibylle Berg hat an diesem Wochenende mehr Stimmen gemacht als Christoph Blocher, Roger Köppel und Toni Brunner zusammen. Niemand sah eine Ohrfeige in dieser Grössenordnung auf die SVP zukommen.

Die Schweizerinnen und Schweizer sind mutig, solange das Wetter gut ist. Sobald es umschlägt, werden wir verdammt vorsichtig. Deshalb schlossen die Schweizer Patrizier nach Marignano einen «Ewigen Frieden» mit den siegreichen Franzosen. Und lieferten im Rahmen dieses Subordinationsvertrages den französischen Königen mehr als eine halbe Million Söldner. Zwecks Aufrechterhaltung des in Europa herrschenden Unrechts.

Deshalb waren wir während des Zweiten Weltkrieges sogar vorsichtiger als notwendig. Hitler hatte keinen Grund, die Schweiz anzugreifen, weil das Land in seinem Interesse bestens funktionierte. Die Banken wuschen das den Juden geraubte Gold. Die Schweizer Waffenfabriken arbeiteten für sein Reich. Und die Züge von und nach Italien konnten und durften die Alliierten in den Alpen nicht bombardieren.

Heute sind Herr und Frau Schweizer tief beunruhigt. Donald Trump macht ihnen eine Himmelerdenangst. Und der konzeptlose Brexit stürzt Grossbritannien bisher nur ins Chaos. Alle Zeichen stehen auf Sturm, und deshalb belassen die Schweizerinnen und Schweizer alles beim Alten und Bewährten.

Blocher hat das immer begriffen. Er ging Jörg Haider und anderen Rechtspopulisten während Jahrzehnten aus dem Weg. Seine Jünger verliessen diesen Pfad der politischen Schlaueit. Und sonnen sich im Licht von Bannon und Co.

Nach der Niederlage ist vor der Niederlage. Noch nie waren die Vorzeichen für die Annahme eines Rahmenabkommens mit der EU so gut wie heute. Vorausgesetzt, FDP und CVP kommen den Gewerkschaften entgegen. Und verstärken EU-kompatibel den Schutz vor Lohndumpfern. Ist eine Fingerübung, wenn man es will. Sonst bleibt halt alles beim Alten. Piff, paff und fertig.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Adie, Basel

Von Kurt W. Zimmermann — Warum fällt uns der Abschied von der *Basler Zeitung* so viel schwerer als der Abschied von anderen Blättern?

In einem Monat ist es so weit. Dann gibt es die selbständige *Basler Zeitung* aus Basel nicht mehr. Dann wird sie in Zürich gemacht.

Die Basler Redaktion darf dann nur noch Lokalkolorit beisteuern, also den Zolli, den Morgestraich und den FCB. Dort, wo es drauf ankommt, bei den grossen nationalen und internationalen Themen, dort bestimmen künftig die Zürcher, was die Basler lesen dürfen.

Man kann das Gefühl darüber nur mit «Wehmut» beschreiben.

Basel hatte in der Mediengeschichte immer eine spezielle Rolle. Lange war Basel die wichtigere Medienstadt als Zürich.

Gehen wir zum Beispiel zurück ins Jahr 1970. In Basel geschah Unerhörtes. Die linksliberale Redaktion der *National-Zeitung* erstritt sich das erste Redaktionsstatut des Landes. Jeder Journalist durfte nur noch schreiben, was seine Überzeugung war. Einen Chefredaktor gab es nicht mehr, die Redaktion entschied mit Stimmenmehrheit, wer entlassen und wer eingestellt wurde.

Die *National-Zeitung* war der Taktgeber eines neuen Medientrends. Sie löste den sogenannten gesellschaftskritischen Journalismus aus, der seit den siebziger Jahren bis weit in unsere Zeit das publizistische Idealbild war.

Sechs Jahre später nahm Basel erneut die Zukunft vorweg. Die *National-Zeitung* fusionierte mit den *Basler Nachrichten* zur *Basler Zeitung*. Es war der Anfang der Strukturbereinigung, die erst heute langsam zum Stillstand kommt.

Oder gehen wir zurück ins Jahr 1610. Damals entstand in Basel das erste regelmässig erscheinende Blatt der Schweiz, die *Ordinari-Zeitung*. Die Handelsstadt Basel, an der Oberrheinischen Tiefebene gelegen, hatte einen weiten Blick in die Welt, hinunter nach Strassburg und nach Frankfurt. Zürich hingegen war, geografisch wie geistig, von Hügeln umgeben. Dort brauchte es noch keine Zeitung.

Wir können auch ins Jahr 2010 zurückgehen. In Basel entstand unter Chefredaktor Markus Somme die erste dezidiert bürgerlich-konservative Tageszeitung der Neuzeit. Man darf nicht vergessen, dass die NZZ, der frühere Platzhalter dieses Terrains, damals einen sehr linksfreisinnigen Kurs steuerte. Erst unter dem neuen Chef Eric Gujer kehrte sie ab 2015 wieder zu ihrer Tradition zurück.

Basel war als Zeitungstadt stets ein lebendigeres Laboratorium als Zürich. Die *National-Zeitung* um 1970 war die erste linksprogressive Tageszeitung der Schweiz, die kein klassisches



Früher Medienmetropole, heute Medienkaff.

Parteiblatt war. Die *Basler Zeitung* nach 2010 war die erste rechtskonservative Tageszeitung der Schweiz, die kein klassisches Parteiblatt war. Es waren geistige Geschwister, wenn gleich an zwei ideologischen Rheinufnern angesiedelt.

Hörspiele und Kammermusiken

Und was bleibt von der Basler Herrlichkeit? Fast nichts. Das Blatt der Stadt kommt nun vom Zürcher Tamedia-Konzern. Es gibt daneben die *Basellandschaftliche Zeitung*, die etwas an den Rändern knabbert, aber die kommt aus dem Aargau. Es gibt die SRF-Kulturredaktion, die hier, fernab des politischen Alltags, allerlei Hörspiele und Kammermusiken einspielt. Es gibt etwas Lokalradio, Lokal-TV und Lokal-Internet.

In der nationalen Liga spielt Basel nicht mehr. Die Stadt, die einmal die Medienmetropole des Landes war, ist nun ein Medienkaff in der Provinz.

Damit ist auch die Eingangsfrage beantwortet, warum uns der Abschied von der *Basler Zeitung* so viel schwerer fällt als der Abschied von anderen Blättern, die ihre Unabhängigkeit ebenfalls verloren.

Die Wehmut hat guten Grund. In der Medienbranche nehmen wir nicht Abschied von der *Basler Zeitung*. Wir nehmen Abschied von Basel.

Label-Politik

Von Henryk M. Broder — Legal, illegal, scheissegal.

Vor ziemlich genau sieben Monaten, am 23. April, sagte die deutsche Kanzlerin am Rande eines Treffens mit dem Uno-Flüchtlingskommissar Filippo Grandi: «Unser Ziel ist es, illegale Migration zu verhindern und durch legale Migration zu ersetzen.» Die Freunde der Kanzlerin nickten zustimmend, ihre Kritiker zogen die Augenbrauen zusammen: Wie kann man etwas, das illegal ist, legal machen, ohne rechtliche Grundsätze zu verletzen?



Heute wissen wir es. Die Bundesregierung war – ohne sich darüber öffentlich zu verbreiten – massgeblich an der Ausarbeitung des Global Compact for Migration der Vereinten Nationen beteiligt, der in Kürze in Marrakesch verabschiedet werden soll. Das Datum steht schon fest, unklar ist nur noch, ob es tatsächlich ein «globaler Pakt» wird, nachdem etliche Länder, darunter die USA, Kanada, Australien, Estland, Polen und Österreich, angekündigt haben, sie würden das Abkommen nicht unterzeichnen, und andere, darunter die Schweiz, Japan und Italien, sich noch nicht entschieden haben.

Sinn und Zweck des Abkommens kann man in einem Satz zusammenfassen: Damit Grenzen nicht illegal überschritten werden, werden Grenzen und Grenzkontrollen abgeschafft. Eine Grenze, die es nicht gibt, kann auch nicht illegal passiert werden. Man muss sie nicht bewachen und notfalls nicht verteidigen. Das leuchtet ein, sogar jenen, die im Staatskundeunterricht Schiffchenversenken gespielt haben.

Diese Art, ein Problem zu entmaterialisieren, ist nicht ganz neu. In den Niederlanden wurde der Konsum von weichen Drogen wie Marihuana weitgehend legalisiert, wovon auch der Handel mit harten Drogen profitierte. In Deutschland wurde die Prostitution zu einem sozialversicherungspflichtigen Gewerbe erklärt. Was dem Schutz der Prostituierten vor Ausbeutung dienen sollte, führte zum Gegenteil. Zuhälterei und Frauenhandel können kaum noch verfolgt werden. Nach Drogenhandel und Prostitution wird nun illegale Migration neu gelabelt und legalisiert. Was kommt als Nächstes? Werden Einbruch und Diebstahl als «Vermögensgleichsinitiativen» anerkannt? Liesse sich der sexuelle Missbrauch von Kindern durch eine Aufhebung der Altersuntergrenze aus der Welt schaffen? Als Erstes brauchten wir einen «Global Compact for Crime», der Rest wird sich ergeben.

Der reiche Mann im Toggenburg

Toni Brunner, erfolgreicher Parteichef, politisches Urtalent und Archetyp des positiven Denkens, zieht sich aus dem Bundeshaus zurück. Der stets heitere Bauer und Gastwirt gehört zu den populärsten Politikern der Schweiz. Sein Geheimnis? Tiefe. Und ein vielschichtiger Charakter. *Von Erik Ebnetter*

Am Abend bevor Toni Brunner das Land mit seinem Rücktritt aus dem Nationalrat überrascht, steht er auf der Bühne seines Restaurants im Toggenburg und sagt: «Mich sollte es eigentlich gar nicht geben. Die Ärzte rieten, mich abtreiben zu lassen. Dass ich hier bei euch sein darf, war der Entscheid meiner Eltern. Also, erst mal: Merci!» Er nickt Mutter und Vater zu, mit seinem entwaffnenden Lachen, und die Gäste, vor allem alte Freunde und Weggefährten, sind gleichermassen bestaunt und berührt. Es ist das Toni-Brunner-Prinzip: Er gibt den Menschen ein gutes Gefühl, selbst wenn es ihm todernt ist.

Peter Keller, SVP-Nationalrat aus Nidwalden, beschreibt es so: «Wie manche das absolute Musikgehör haben, ist Toni Brunner gesegnet mit der absoluten Gnade, den richtigen Ton zu treffen im Umgang mit Menschen. Man nennt solche Gottesgaben Charisma.» Die Worte stammen aus einem Gastbeitrag, den Keller, ein regelmässiger *Weltwoche*-Autor, für ein Buch über Brunner beigesteuert hat. Es ist eben erschienen und erzählt «Geschichten und Anekdoten aus dem Leben von Toni Brunner», wie es im Verlagsprospekt heisst. «Toni hatte eine Bedingung: Es dürfe keine Biografie sein», sagt Beni Gafner, der Buchautor, der Brunner seit vielen Jahren kennt. Man ist befreundet und per du.

Der Name ist das Programm

Die erste Geschichte, die Gafner erzählt, handelt von Leben und Tod. «Hannes Brunner fuhr mit dem Hillman, dem vierplätzigem Auto, das er sich vom Vater geborgt hatte, rechts ran. Er stoppte, stellte den Motor ab. Seine Frau Heidi, im dritten Monat schwanger, war in Tränen aufgelöst. Die beiden waren auf dem Weg nach Wattwil zur zweiten ärztlichen Beratung. «Das mach ich einfach nicht», schluchzte Heidi.»

Das erste Beratungsgespräch war eine unerfreuliche Erfahrung gewesen. «Heute schüttelt Heidi Brunner den Kopf, wenn sie sich erinnert, was sich dort abgespielt hatte», schreibt Gafner. «Wir kamen hinein, und noch bevor wir uns setzen konnten, fragte die Ärztin: «Wie viele Kinder haben Sie?»» Es waren vier, darunter Andi, noch nicht jährling, mit Trisomie 21. «Dann haben Sie ja genug Arbeit», sagte die Ärztin. «Wir machen einen Termin für die Abtreibung, und unterbinden lassen können Sie sich dann ja auch gleich.»

Es war Frühjahr 1974, und das Ehepaar Brunner, das einen Bauernhof hoch über Ebnat-Kappel unterhielt, entschied sich im Auto am Strassenrand, auf dem Weg runter ins Tal, den Rat der Ärztin zu ignorieren. Sechs Monate später, am 23. August, kam ihr fünftes Kind zur Welt. Sie nannten es Anton.

Am Freitag präsentierten Beni Gafner und Toni Brunner ihr Buch im «Haus der Freiheit», dem Landgasthof, den Brunner nebenher betreibt. Er liegt unweit vom Hof, wo er aufgewachsen ist und heute als Bauer arbeitet, inmitten einer hügeligen Landschaft, geprägt von Streusiedlungen, die Namen tragen wie



«*Sein und Schein*»: Nationalrat Brunner, 1995.

Bendel oder Wintersberg. Die Churfürsten wären zu sehen, würde es im November nicht so früh dunkel, und neblig ist es obendrein.

Ein Auto nach dem andern fährt vor, die meisten mit St. Galler Kennzeichen. Eine eigentliche Einladung hat es nicht gegeben, man hat über Umwege erfahren, was hier stattfindet: die Vernissage von «Toni Brunner», wie das Buch heisst, das keine Biografie sein soll. Der Name ist das Programm. Alles hier dreht sich um Toni aus dem Toggenburg.

Aber das erste Wort hat Andi Brunner. Er steht auf der Bühne und heisst die Gäste willkommen, preist Bier und Wein, und als er seine Rede nach fünf Minuten beendet, nicht zu

früh und nicht zu spät, wie ein talentierter Politiker, sagt Toni Brunner zu ihm: «Jetzt chasch wieder go schaffe.» Es könnte überheblich klingen, aber das tut es nicht, und wenn er seinen Bruder als «mongoloid» bezeichnet, wirkt das liebevoll und nicht abwertend.

Brunner erzählt nun, wie alles begann – als die Mutter mit ihm schwanger war und eine Spritze gesetzt bekam. «Ich kann mich gut erinnern», sagt er und freut sich schon sichtlich auf die Pointe. «Ich drängte mich an die Bauchwand und rief: «*Lueged nume*, ich komme nicht mongoloid auf die Welt, sondern als SVPLer.»» Er lässt den Spruch wirken und geniesst das Gelächter. Dann fährt er fort: «Christoph Blocher sagt ja immer, die *Classe politique* meine, sie wisse alles besser, und das war in meinem Fall ja nicht anders.»

Blocher sitzt an einem Tisch im Publikum und blickt verdutzt von einem Zettel auf. Er wird gleich eine Rede halten und kontrolliert die Stichworte, die er sich notiert hat.

Brunner fährt fort: «Die Experten sagten, was zu tun sei, aber meine Eltern entschieden sich anders, und sie entschieden sich richtig, wie es das Volk eben meistens tut.» Jetzt lacht auch Blocher, fast lauter als Brunner, und der lacht so laut wie immer, obschon er eigentlich krank ist und stark schwitzt, während er Geschichten und Anekdoten aus seinem Leben erzählt. Dass er zuvor ein paar Tage mit Grippe im Bett lag, verschweigt er. Aber nicht nur das.

Auf die Welt geworfen

Am Vortag hat er der *Schweiz am Wochenende* gesagt, dass die Wintersession seine letzte als Nationalrat sein werde. Die Schlagzeile wird am Samstag das Land überraschen, aber an diesem Freitagabend unter Freunden denkt Brunner nicht daran, mit der Neuigkeit herauszuplatzen. Er redet stattdessen vom Glück in der Politik, und nur wer schon von seinem Rücktritt weiss – und das ist kaum jemand –, versteht seine Worte als Bilanz. «Ich habe es zufällig auf die Welt geschafft und bin in dieser historischen Epoche gelandet, als die Parteienlandschaft der Schweiz sich so stark veränderte», sagt Brunner. «Ich spüre eine grosse Dankbarkeit, dass ich als Dahingeworfener das erleben durfte.» Es wird fast philosophisch.

Man hat Toni Brunner eigentlich immer unterschätzt. Er war 21, als er 1995 im Nationalratssaal erstmals den Amtseid leistete, ein Bauernbub mit Pickeln im Gesicht, der in Anzug und Krawatte wie ein Schauspieler aus einem



«Mit jeder Faser meines Körpers»: SVP-Politiker Brunner im «Haus der Freiheit» in Ebnet-Kappel.

Dorftheater wirkte. Er selbst nannte sich gerne den Unterhaltungschef der SVP, aber mit Humor allein wird man nicht Präsident der grössten Partei im Land. Brunner war es acht Jahre lang, von 2008 bis 2016.

Heute wäre er wahrscheinlich Bundesrat, hätte er es gewollt – als Nachfolger von Eveline Widmer-Schlumpf, über die er sagt, er würde ihr in seiner Gaststube nicht einmal einen Kaffee servieren. Widmer-Schlumpf hatte einst Christoph Blocher aus dem Bundesrat verdrängt. Ihr nachzufolgen, wäre für Brunner, der Blocher als Freund bezeichnet, eine besondere Genugtuung gewesen. Er verzichtete darauf, weil er sich nicht fremdbestimmen lassen wolle, wie er sagt. Vom Bundesweibel statt vom Nachbarsgüggel geweckt zu werden? Da vergeht sogar Toni Brunner das Lachen.

Seine Unabhängigkeit hält er hoch. Er hat sich in all den Jahren kaum in Verbänden engagiert, und mit Journalisten verkehrt er meist auf Halbdistanz. Seine Handynummer ist im Internet nicht zu finden, was für einen Politiker ungewöhnlich ist. «Ich habe eine Maxime: <Du lässt dir den Tag nicht diktieren>», sagt

Brunner. Wer etwas von ihm will, muss schon einmal im «Haus der Freiheit» anrufen und eine Nachricht hinterlassen – oder gleich selbst hinfahren. Hier fühlt er sich wohl, hier empfängt er seine Gäste, von Freunden und Nachbarn bis hin zu Bundesräten und Wirtschaftsführern.

Es gibt Leute, die sagen, Brunner genüge ein Briefing von fünfzehn Minuten, um über jedes Thema reden zu können. Er breche alles herunter auf die Welt, die er kenne: den Hof und die Tiere. Sein Liseli, eine Kuh aus dem heimischen Stall, wurde so weitherum bekannt. Christoph Blocher hat es auf die Formel gebracht: «Dä Toni Brunner verzellt eifach nie en Seich.» Aber erklärt das diese Karriere?

Dickschädelig wie eine Kuh

Es ist paradox: Brunner scheint seine Ämter nur widerwillig übernommen zu haben – und es wirkte dann doch immer so, als gehe er in ihnen auf. Erst stand er nur als Lückenbüsser überhaupt auf einer Nationalratsliste, weil ihn Hans Uhlmann, der damalige SVP-Präsident, überzeugt hatte, er würde ohnehin nicht ge-

wählt. Und als Brunner schliesslich selbst an die Parteispitze trat, war es Blocher, der ihn dazu gedrängt hatte.

Brunner resümiert seine Laufbahn so: «Es stimmt, ich suchte meine Ämter nicht, aber wenn es passte, schickte ich mich mit jeder Faser meines Körpers in eine neue Aufgabe.»

Und wann passte es?

Er überlegt einen Moment. «Ich wollte immer mit Leuten zusammenarbeiten, die ich mag, denen ich vertraue – damit ich mich auf die Sache konzentrieren kann. Als es hiess, ich solle SVP-Präsident werden, sagte ich: <Einverstanden, aber ich mache es nur, wenn Christoph Blocher und Walter Frey mich als Vizepräsidenten unterstützen.> Das Atmosphärische ist wichtig in der Politik. Ich will mich nicht eingeeengt fühlen. Und es ist doch so: Wem gefällt, was er tut, der macht seine Sache meistens recht.»

Brunner hat ein kleines, stabiles Umfeld: seine Eltern und Geschwister, vor allem Andi; dann Esther Friedli, seine Lebenspartnerin seit über zwei Jahrzehnten; schliesslich Freunde und Verwandte im Toggenburg sowie lang-



«Substanz»: mit SVP-Strategie Blocher (r.).

jährige Weggefährten in der Politik. Es sind die Leute, auf die er sich stützt.

Als Teenager fuhr Brunner mit seinem Töffli von Dorf zu Dorf, um die SVP St. Gallen mitaufzubauen. Später setzte er sich noch spätnachts, nach einer Veranstaltung im Mittelland oder in der Westschweiz, in sein Auto, um morgens rechtzeitig an einem Termin im Tessin zu sein. Heute ist die SVP die stärkste Kraft in St. Gallen – und in der Schweiz so gross wie keine Partei vor ihr. Es sind die Umbrüche, die Brunner «historisch» nennt.

Beni Gafner attestiert ihm eine «tiefe Ernsthaftigkeit», während Christoph Blocher von «Substanz» spricht. Blocher hält nun seine Rede, tigert dabei auf der Bühne hin und her und beschwört Brunner regelrecht, in der Politik zu bleiben. «Du musst in Bern nichts tun, du musst nur dort sein und mit deiner Persönlichkeit wirken.» Weshalb er das sagt, weiss kaum jemand – genützt hat es nichts. Brunner ist dickschädelig wie die Eringer Kühe, die er auf seinem Hof hält. Er wollte nicht länger Parteipräsident und nie Bundesrat sein, jetzt will er nicht mehr in Kommissionssitzungen um Gesetzesartikel ringen, wenn zu Hause eine Kuh kalbert. Wenn es für ihn nicht mehr passt, ist er nicht umzustimmen.

Unten in Bern

Der Abschied falle ihm leicht, sagt Brunner: «Die Kluft zwischen Sein und Schein hat in der Politik zugenommen. Ich habe keine Lust, mich in den sozialen Medien zu inszenieren, will es aber auch niemandem vorwerfen. Wir leben halt in einer anderen Zeit.»

Seine Freunde informiert er an diesem Abend im «Haus der Freiheit» nicht über seinen Rücktritt, weil er ihnen die Stimmung

nicht verderben will. Als die *Schweiz am Wochenende* eine Vorabmeldung verschickt, die bald in den sozialen Medien kursiert, sind die meisten schon gegangen. Brunner bleibt noch bis weit nach Mitternacht und erklärt seinen Entscheid, wenn er darum gebeten wird. Für Journalisten ist er nicht zu erreichen. Es ist der leise Abschied eines lauten Mannes.

Peter Keller schildert, wie er 2013 mit Brunner das Eidgenössische Schwingfest in Burgdorf besuchte: «Sobald ihn die zufällig Vorbeigehenden entdeckten, sein markantes,

«Ich muss in solchen Momenten keine Rolle spielen, ich bin einfach so.»

manchmal ins Wiehern kippendes Lachen hörten, kamen sie, wie einem unsichtbaren Magneten folgend, auf ihn zu. Da war das Grosi mit ihrem Enkel, es kamen junge Burschen, Frauen, Männer. Manche wollten ein Selfie, die Kleineren ein Autogramm, nicht wenige forderten ihn mit einem Spruch heraus – und Toni mittendrin. Fröhlich, unersättlich, schlagfertig, jedes Kompliment mit Schalk durchsetzt.»

Das ist Toni Brunner, wie ihn alle kennen. Er selbst sagt: «Ich muss in solchen Momenten keine Rolle spielen, ich bin einfach so.»

Aber er hat auch eine andere Seite. Manchmal gibt er sich zugeknöpft, regelrecht geheimniskrämerisch – und so kann es vorkommen, dass selbst gute Freunde wichtige Neuigkeiten in seinem Leben aus den Medien erfahren. Blocher wird am Wochenende sagen, Brunner sei vom Politbetrieb ausgelaugt, es werde ihm in Bern fast übel. Ob das stimmt,

bleibt offen. Brunner will sich dazu nicht äussern – und wen überrascht es? Er erwähnt ja noch nicht einmal eine Grippe.

Womöglich macht ihn all dies so beliebt im Volk: Toni Brunner ist ein richtiger Schweizer, aber nicht, weil er als Bauer aus den Voralpen einem Klischee entspricht, sondern weil er so herzlich wie unnahbar ist. Er scheut sich nicht, einen alten Liebesbrief öffentlich zu machen, aber dass er, der sich so konservativ gibt, seit über zwei Jahrzehnten lliert ist, ohne Trauschein und ohne Kinder, möge er auch unter Freunden nicht recht kommentieren, heisst es.

Aus einer anderen Zeit

Auf seinen Rücktritt angesprochen, erklärt Brunner, er wolle sich mehr um Familie und Beruf kümmern, nachdem er so viel Zeit in «Bern une» verbracht habe. Wenn er von «oben» spricht, meint er nicht die Bundesstadt, wie das viele tun, sondern seine Heimat. Sie scheint ihm Welt genug zu sein.

Dass er mit den Strippenziehern in der Politik oft fremdelte, ist kein Geheimnis. Sein Rücktrittsinterview, in dem er Philipp Müller, den früheren FDP-Präsidenten, scharf angriff, gab er bezeichnenderweise nicht einem Bundeshaus-, sondern einem Sportjournalisten. Brunner blieb, bei allen Erfolgen, immer der Toni aus dem Toggenburg.

Über die Hälfte seines Lebens ist er nun schon Nationalrat. Am Freitag, 14. Dezember, kurz vor Weihnachten, wird er sich als Bauer und Wirt nach Bendel und Wintersberg zurückziehen. Er verschafft sich damit nicht nur mehr Zeit für Hof und Restaurant, sondern auch für das schönste Weihnachtsgeschenk, das er je bekommen hat, wie er einmal sagte: die gesammelten Schriften von Ulrich Bräker. Sie erzählen von einer anderen Zeit.

Bräker starb 1798 in Wattwil – wo fast zwei Jahrhunderte später beinahe ein Leben endete, bevor es begann. Das bekannteste Buch, das Bräker hinterliess, ist «Der arme Mann im Tockenburger», seine Autobiografie. Er berichtet da an einer Stelle von einem Hungerwinter und zitiert seinen «Waidpruch»: «Es wird schon besser werden!» Aber so sehr Toni Brunner das Buch auch schätzt, passt dieser Satz eben doch nicht zu ihm. Er hat im Toggenburg augenscheinlich alles, was er zum Leben braucht.

Wer ihn, den Dahingeworfenen, auch nur einen Abend lang in seiner Heimat beobachtet, kommt zum Schluss: Es ist schon alles gut.



Beni Gafner: Toni Brunner. Werd-&-Weber-Verlag, 240 S., Fr. 45.90

Hier war jemand schneller!

Suchen Sie nach einer zündenden Geschenkidee für Ihre Liebsten? Dann schenken Sie doch ein Abonnement der *Weltwoche*.

Auf www.weltwoche.ch/abo
einfach bestellen.

Einsendeschluss:
17. Dezember 2018



Auf eine Stufe mit Trump und Orbán

Was der Flüchtlingspakt an Überraschungen birgt und warum der Bundesrat auch diese nächste Uno-Vereinbarung nicht ablehnen will.

Von Hubert Mooser



Mehr Klimaflüchtlinge: Zerstörte Häuser nach dem Tsunami an der indonesischen Küste.

Während alle Welt noch über den Migrationspakt streitet, ist ein weiterer umstrittener Uno-Pakt im Anflug. Am Mittwoch vor einer Woche kündigte Aussenminister Ignazio Cassis im Bundesrat an, im Dezember werde er dem Bundesrat auch einen Flüchtlingspakt vorlegen. Er sei von seinen Leuten leider erst jetzt darüber informiert worden, entschuldigte sich der Aussenminister. Anders als der Migrationspakt, der die Arbeitsmigranten betrifft, fokussiert der Flüchtlingspakt jedoch auf die Situation von Kriegsvertriebenen, politisch Verfolgten und Opfern von Naturkatastrophen.

Parlamentarier wollen mitreden

Die Übereinkunft soll finanzielle Hilfe für arme Länder mobilisieren, die heute schon sehr viele Flüchtlinge aufnehmen, Länder wie Bangladesch oder der Libanon. Es ist darin jedoch auch von «Neuansiedlungsprogrammen» die Rede, von «komplementären Wegen» und «humanitären Korridoren» für die Aufnahme von Flüchtlingen in Drittstaaten. Wie schon der Migrationspakt fusst auch dieses Uno-Dokument auf der Erklärung von New York. Und wie schon beim Migrationspakt gibt das Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) auch jetzt wieder Entwarnung: Es gelte, «praktische Lösungen zu finden für die Herausforderungen im Flüchtlingsbereich», sagt EDA-Informationsschef

Jean-Marc Crevoisier. Der Pakt habe keinen Einfluss auf die Asylpraxis. Der Schweiz entstünden deswegen auch keine Mehrkosten.

Ist dieser zweite Pakt tatsächlich so harmlos, wie das EDA glauben machen will? Im Parlament wächst jedenfalls die Skepsis – auch wegen des Vorgehens des EDA. So behauptet dieses, die aussenpolitischen Kommissionen von National- und Ständerat seien konsultiert worden. Doch dem widerspricht die Präsidentin der APK Nationalrat, CVP-Nationalrätin Elisabeth Schneider-Schneiter: «Der Flüchtlingspakt wird in den Unterlagen zwar mit einem Satz erwähnt, war aber in der Diskussion zu Prioritäten der Schweiz für die 73. Uno-Generalversammlung kein Thema.» Und: «Diese Erwähnung kann nicht im Sinne einer Konsultation verstanden werden.»

Es gibt einen brisanten Punkt in der Vereinbarung: Kriegsvertriebene, politisch Verfolgte und die Opfer von Katastrophen werden darin als Flüchtlinge gleichberechtigt behandelt. Dabei sind Klima- und Umweltflüchtlinge im rechtlichen Sinne keine Flüchtlinge und geniessen deshalb auch keinen Schutz durch das Völkerrecht. Sämtliche Bemühungen der letzten Jahre, dies zu ändern, scheiterten – 2007 auch in der Schweiz. Damals versuchten die Grünen, den Status des Klimaflüchtlings im Asylgesetz zu verankern, Bundesrat und Parlament lehnten dies aber ab.

Dies hinderte das EDA aber nicht daran, zusammen mit anderen Verwaltungsstellen entsprechende Projekte international aufzugleisen. Eine Legitimation lieferte die Uno-Klimakonferenz 2010 in Cancún, wo Migration, Flucht und Umsiedlung ausdrücklich als Herausforderungen im Umgang mit dem Klimawandel genannt wurden. Im Dezember 2011, wenige Wochen vor ihrem Rücktritt, gab die damalige Aussenministerin Micheline Calmy-Rey (SP) anlässlich einer UNHCR-Konferenz bekannt: «Die Schutzmassnahmen für Flüchtlinge sollen auf Umweltflüchtlinge ausgedehnt werden.» Ihr Nachfolger, Didier Burkhalter (FDP), machte dort weiter, wo die SP-Bundesrätin aufgehört hatte.

Globale «Neuansiedlungen»

2012 lancierten die Schweiz und Norwegen die sogenannte Nansen-Initiative, benannt nach dem ersten Flüchtlingshochkommissar des Völkerbunds, Fridtjof Nansen. Ziel dieser Initiative war es, Massnahmen zum besseren Schutz von Klimaflüchtlingen zu identifizieren. Eine zentrale Rolle spielte der Schweizer Rechtsprofessor Walter Kälin. Seine Aufgabe war es, die Welt für die Anliegen der Nansen-Schutzagenda zu sensibilisieren. Das ist ihm auch gelungen, wie der jetzt aktuell vorliegende Uno-Flüchtlingspakt beweist.

Es geht darin nicht bloss um finanzielle und materielle Hilfe für die bisherigen Aufnahmeländer im Süden. Es wird auch erwartet, dass die westlichen Industrienationen mehr Klimaflüchtlinge aufnehmen. Unter dem Kapitel «Lösungen» werden zum Beispiel auch «Neuansiedlungen» als Massnahme zur Lasten- und Verantwortungsteilung genannt. Unter diesem Titel hat die Schweiz schon über 5000 Flüchtlinge aufgenommen. Mit dem globalen Flüchtlingspakt, der Klimaflüchtlinge gleichberechtigt behandelt, könnten es noch mehr werden – auch weil die Eidgenossenschaft als Mitinitiantin des Pakts in der Pflicht steht, mit gutem Beispiel voranzugehen. Oder wie es in einem auf Französisch abgefassten, vertraulichen Protokoll zur Beratung des Bundesrats in Sachen Migrationspakt heisst: «Der Bundesrat kommt zum Schluss, dass die Nichtunterzeichnung des Migrationspakts keine Option ist, die man ins Auge fassen sollte. Das würde die Glaubwürdigkeit der Schweiz beschädigen und das Land auf die gleiche Stufe stellen wie die USA von Präsident D. Trump und das Ungarn von V. Orbán.»

Hoppla! Das hat man vom Bundesrat offiziell noch nie so gehört.

Seid umschlungen, Milliarden

Gemäss Uno-Flüchtlingspakt sollen die Industrienationen mehr Flüchtlinge aufnehmen. Eine Studie im Auftrag der EU sieht Platz für 3,83 Milliarden.

Von Roman Zeller

Kriegsvertriebene, politisch Verfolgte und die Opfer von Katastrophen sollen nach dem Uno-Flüchtlingspakt unter den Flüchtlingsbegriff fallen und ein Anrecht auf Asyl erhalten (Artikel links). Damit dürfte sich die Zahl der Flüchtlinge deutlich erhöhen. Was bedeutete das für Europa?

Zwei Beratungsfirmen publizierten schon im Juli 2010 einen Bericht über die finanziellen, politischen und rechtlichen Folgen von Flüchtlingsströmen in die EU. Den Auftrag dafür hatten sie von der Europäischen Kommission erhalten. Es gelte Optionen herauszufinden, um eine bessere Solidarität zwischen den Mitgliedstaaten zu fördern, schrieben die Studienautoren. Von «Burden Sharing» ist die Rede, auf Deutsch: Lastenteilung – und auch von «Solidarity Proposal», also Solidaritätsvorschlag. Der Druck, sich auf einen formellen Ausgleichsmechanismus zu einigen, sei stark. Die Studie sei deshalb im Bewusstsein erstellt worden, dass sie in tatsächliche Folgeabschätzungen einfließen könnte.

Eine Umfrage unter Staaten, aber auch Nichtregierungs- und internationalen Organisationen ergab damals: Die EU-Mitgliedstaaten seien sich einig, dass die Flüchtlingsströme ungleich verteilt sind, uneinig hingegen über die Ursachen dafür. Genannt werden die geografische Lage oder die Zahl von Asylanträgen. Und es wird auf eine ganz konkrete Lösung hingewiesen: eine Umsiedlung von Flüchtlingen innerhalb der EU.

Angegeben wird ein Pilotprojekt aus dem Jahr 2009. Insgesamt 95 Personen wurden damals von Malta nach Frankreich verschoben. Sie wurden einerseits nach humanitären, andererseits nach Integrationskriterien ausgewählt. Zehn EU-Mitgliedstaaten haben, davon inspiriert, weitere Umsiedlungen vorgenommen, wobei jedes Land seine eigenen Kriterien stellte. Dieses Auswahlverfahren sei allerdings problematisch, blieben dadurch doch die tragischsten Fälle im Aufnahmeland zurück, monieren die Studienautoren.

Wer und wie viele?

Unter dem Kapitel «politische Implikationen» zeigt die Studie, wie viele Personen überhaupt umgesiedelt werden können. Brisant sind dabei vor allem die Berechnungen im Anhang der Studie, die ausweisen, wie hoch die potenzielle Aufnahmekapazität der Mitgliedstaaten damals war. Aufgezeigt wird, dass in einer EU von fast 500 Millionen Men-

schen (2008) und bei einer angenommenen Bevölkerungsdichte von 200 Personen pro Quadratkilometer rund 400 Millionen Menschen mehr Platz hätten. Die gleiche Tabelle mit einem Dichtewert von tausend Personen pro Quadratkilometer kommt auf die Zahl von 3,83 Milliarden Personen, die in die EU flüchten könnten.

Prozentual heruntergebrochen bedeutete dies für Österreich – damals mit der ungefähr gleichen Einwohnerzahl wie die Schweiz –,

1500 Menschen pro Quadratkilometer gelten als «hochverdichtet».

dass 8,5 Millionen Menschen mehr einwandern könnten, wenn pro Quadratkilometer 200 Menschen lebten. Bei 1000 Menschen/km² wäre die Kapazität sogar um 75,59 Millionen erhöht. Dänemark, flächenmässig fast gleich gross wie die Schweiz, könnte bei

5,4 Millionen Einwohnern noch 3,1 Millionen (für 200 Menschen/km²) und sogar 37,6 Millionen (für 1000 Menschen/km²) aufnehmen.

Wie die Schwellenwerte von 200 und 1000 Menschen pro Quadratkilometer genau eruiert wurden, ist nicht ersichtlich, bestimmte Absichten der EU ebenfalls nicht. Einzig die 2011 revidierte Urbanisierungsklassifizierung der EU lässt die Bevölkerungsdichte einordnen: Gemäss dieser gelten 300 Personen pro km² als «urbane Ansammlung», 1500 Menschen auf der gleichen Fläche als «hochverdichtet». Die EU hatte zum Zeitpunkt der Studie eine Dichte von 114 Personen pro km², was mit «rural grid cell», also ländlich, bezeichnet wird.

Fast ein Jahrzehnt ist seither vergangen. Taufisch ist die Studie nicht mehr, aber sie könnte in eine «Lagebeurteilung», wie es darin heisst, einfließen – zum Beispiel wenn es darum geht, den Uno-Flüchtlingspakt umzusetzen. ○

Potenzielle Bevölkerungskapazitäten

Bis zu einer Bevölkerungsdichte von 200 Personen pro Quadratkilometer hätte die EU eine zusätzliche Kapazität von rund 406 Millionen Personen; bei 1000 Personen pro Quadratkilometer wären es 3,83 Milliarden.

Kapazität bei ■ 200 Menschen/km² ■ 1000 Menschen/km²

 **Europäische Union**

Grösse: 4 328 973 km²
Einwohner: 495 270 075
Einwohner pro km²: 114,4

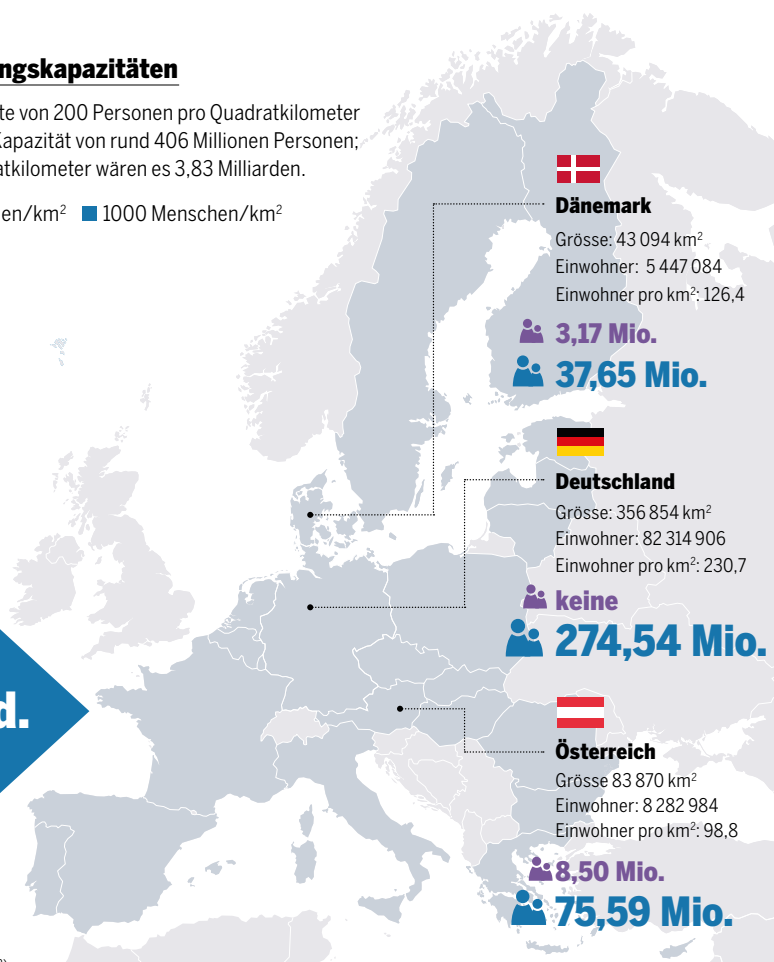
 **406 Mio.**

 **3,83 Mrd.**

■ EU-Mitgliedstaaten (EU-27)

QUELLE: EC.EUROPA.EU (ZAHLEN PER 1.1.2008)

Brisante Berechnungen.



Warum wir Pierin Vincenz vermissen

Wegen eines drohenden Strafverfahrens ist der frühere Raiffeisenchef in Ugnade gefallen. Allen Anschuldigungen zum Trotz: Der Bündner Charakterkopf hat bleibende Verdienste um die Bank und um den Finanzplatz Schweiz. Von Florian Schwab und Roland Vorlauffer (Illustration)

Die Raiffeisen-Saga der letzten Jahre beinhaltet alle Zutaten für eine griechische Tragödie: Aufstieg und Fall, Sieg und Niederlage, Verehrung und Verrat sowie wohl ebenfalls die eine oder andere pikante Frauengeschichte.

Die Hauptperson in diesem Drama ist der ehemalige Raiffeisen-Chef Pierin Vincenz. Als er im September 2015 mit 59 Jahren frühzeitig von der Spitze der Bank zurücktrat, war er im Zenit seiner Laufbahn. Vorgezeichnet schien eine Zukunft, in der er als eine Art *Elder Statesman*, Verwaltungsräte präsidiert und sich in Stiftungen engagiert. Sein Name wurde sogar für das Präsidium der Bankiervereinigung herumgereicht. Ein letztes Mal lagen ihm fast alle Zeitungen zu Füssen. «König Vincenz dankt ab», schrieb der *Tages-Anzeiger*, und die *Bilanz* rühmte ihn als «Mr. Vollgas».

Zwei Jahre später ist Vincenz fast alle Ämter in der Wirtschaft los. Freundliche Presse gibt es kaum noch. Die erste Welle der öffentlichen Demütigungen setzt ein mit dem Enforcement-Verfahren der Finma gegen seine Person im Herbst 2017. An der Spitze der Helvetia-Versicherung, sein damals prominentestes Amt, ist er nicht mehr zu halten.

Als Vincenz im März 2018 nach einer Strafanzeige in Untersuchungshaft kommt, verliert er noch die letzten Mandate. Spätestens dann setzt bei Raiffeisen ein regelrechter Distanzierungswettbewerb ein. Vincenz-Nachfolger Patrik Gisel, der jahrzehntelang als Nummer zwei unter Vincenz amtiert hatte, versucht sich mit öffentlichen Absetzungsübungen vom ehemaligen Chef aus der Schusslinie zu nehmen. Vergebens: Auch Gisel muss trotz hervorragendem Geschäftsgang gehen.

Rekordgewinne

Jetzt übernehmen bei der St. Galler Genossenschaftsbank zwei frühere Kantonalbanker, die den Bruch mit der Ära Vincenz zelebrieren. Der neue Chef, Heinz Huber – laut Branchenportal *Finews* «der Anti-Vincenz» –, will die von seinem Vorgänger gestärkte Service-Zentrale in St. Gallen zurückbauen und den regionalen Genossenschaften mehr Einfluss einräumen. Währenddessen liebäugelt der neue Verwaltungsratspräsident Guy Lachapelle öffentlich damit, gegen den früheren Chef zu prozessieren: «Wenn wir auf rechtlchem Weg investierte Gelder zurückholen oder Schadenersatz geltend machen können, werden wir dies tun», sagte er erst letzte Woche der *NZZ am Sonntag*.

Das Nachwort zu dieser Tragödie schreibt die Justiz in der ihr eigenen Geschwindigkeit. Bislang ist noch nicht bekannt, ob überhaupt Anklage gegen Pierin Vincenz erhoben wird. Doch das breite Publikum hat den Stab über der Hauptperson bereits gebrochen.

Was die juristischen Verfahren betrifft, so sei an dieser Stelle an die Unschuldsvermutung erinnert. Ob der Raiffeisen-Chef mit seinen unkonventionellen Firmenkäufen, bei denen er auf der Seite des Käufers Raiffeisen und gleichzeitig (verdeckt) auf der Seite des Verkäufers agierte, das Gesetz verletzt hat, wird sich zeigen. Klar ist für Beobachter, dass er mit diesem Verhalten, selbst wenn es legal war, den heutigen Ansprüchen an die gute Unternehmensführung nicht gerecht geworden ist.

Aber wie sieht das Gesamtbild aus? Was bleibt von sechzehn Jahren Pierin Vincenz als Raiffeisen-Chef? Die *Weltwoche* hat mit zahlreichen Personen aus der Finanzbranche gesprochen, die Vincenz' Wirken bei Raiffeisen und darüber hinaus verfolgt haben. Öffentlich möchte sich zwar kaum jemand mit dem gefallenen Starbanker solidarisieren. Von den ihn umgebenden Rechtshändeln geht eine geradezu magnetische Abstossungskraft aus. Doch hinter

Solange er gute Zahlen präsentieren konnte, wurde Vincenz umjubelt.

vorgehaltener Hand wundert man sich über die Schärfe, mit der die mediale Öffentlichkeit ihr Urteil bereits gefällt hat, und über die Konsequenz, mit der heute die positiven Aspekte der Ära Vincenz verdrängt werden.

Betrachten wir die Lage zunächst aus Sicht der Bank. Die Raiffeisen-Gruppe steht heute so gut da wie noch nie. Im Jahr 2017 schrieb sie einen Rekordgewinn von beinahe einer Milliarde Franken. Vergleicht man Raiffeisen mit dem Jahr 1999, als Pierin Vincenz die Führung von seinem Vorgänger Felix Walker übernahm, lässt sich als Faustregel der Faktor drei feststellen: Unter Vincenz haben sich Gewinn, Kundeneinlagen und Bilanzgrösse je ungefähr verdreifacht. Der Gewinn betrug damals knapp 300 Millionen Franken (heute: 917 Mio. Fr.), die Bilanz umfasste 66 Milliarden Franken (heute: 227 Mrd. Fr.), und die Kundeneinlagen stiegen von 57 auf 164 Milliarden Franken. Es gibt bis heute nicht die geringsten Anzeichen, dass sich Kunden in nennenswerter Zahl von Raiffeisen abwenden.

Mit der Zuverlässigkeit eines Uhrwerks lieferte Vincenz fast jedes Jahr ein kräftiges Wachstum. Sowohl vor der Finanzkrise 2007 als auch danach, als viele Banken in Schwierigkeiten gerieten. Heute ist Raiffeisen die unangefochtene Nummer drei auf dem Schweizer Finanzplatz. In Vincenz' fünfzehn Jahren an der Raiffeisen-Spitze – wenn man das Jahr seines Amtsantritts ausser Betracht lässt – hat die Raiffeisengruppe total Gewinne in der Höhe von neun Milliarden Franken erwirtschaftet. Nach Steuern.

Charisma und Geschick

Angesichts dieser Gewinne relativiert sich der finanzielle Schaden, den Raiffeisen möglicherweise durch überhöhte Kaufpreise für Beteiligungen an Gesellschaften wie Investnet oder Comtrain erlitten hat. Diese Engagements bewegten sich im einstelligen respektive mittleren zweistelligen Millionenbereich. Ob der Preis zum Zeitpunkt des Kaufs angemessen war, lässt sich nur schwer beurteilen, zumal Raiffeisen die Beteiligungen mittlerweile teilweise mit Gewinn wiederverkauft hat. Der Vorwurf, den man Vincenz machen kann, ist, dass er nicht transparent spielte und nicht immer eine saubere Buchprüfung (Due Diligence) durchführen liess. Aber für Raiffeisen-Verhältnisse ging es nicht um exorbitante Beträge. Zudem hatte das private Engagement von Vincenz die im Grundsatz erwünschte Eigenschaft, dass damit sein privates Interesse mit jenem von Raiffeisen übereinstimmte: Die Beteiligungen sollten sich positiv entwickeln und an Wert zulegen.

Leute, die Vincenz kennen, zeichnen das Bild eines Managers, der sich zunehmend so aufführte, als gehöre ihm das Unternehmen. Dabei kamen dem Bündner sowohl sein charismatisches Naturell als auch sein politisches Geschick zupass. In der byzantinischen Genossenschaftsstruktur, wo jede der rund 250 weitgehend eigenständigen, regionalen Raiffeisenbanken eine Stimme hat – unabhängig von ihrer Grösse – war es für einen CEO wie Vincenz ein Leichtes, die Zuwendungen der Zentrale so zu steuern, dass er stets auf eine treue Gefolgschaft zählen konnte. Solange er gute Zahlen präsentieren konnte, wurde Vincenz auf den Genossenschafterversammlungen umjubelt.

Die Verwaltungsräte, die ihn eigentlich kontrollieren sollten, schlug Vincenz den Genossenschaftlern selber zur Wahl vor. Dass bei einer solchen Übungsanlage und angesichts des guten



«Nichts ist ohne Risiko»: Banker Vincenz.

Geschäftsgang wenig kritische Fragen gestellt wurden, überrascht aus heutiger Sicht nicht. Verwaltungsrats- und Geschäftsleitungssitzungen folgten regelmässig dem Muster: Vincenz präsentierte seinen Vorschlag, gefolgt von der rhetorisch gemeinten Frage, ob jemand am Tisch dagegen sei.

Pierin Vincenz war der fast unumschränkte Herrscher im Raiffeisen-Imperium, und der Er-

folg gab ihm recht. Zu seinen bleibenden Leistungen zählt, dass er ausserhalb der Genossenschaftsstruktur mit eigenen, direkt St. Gallen unterstellten Filialen in die städtischen Agglomerationen expandierte. Hier traf Raiffeisen auf eine im Durchschnitt vermögendere Kundschaft als auf dem Land und konnte auch ein erfolgreiches Kreditgeschäft mit Firmenkunden praktisch von null auf aufbauen.

Sicher, wichtige Weichen bei dieser strategischen Aufstellung der Raiffeisen wurden bereits unter Vincenz' Vorgänger Felix Walker gestellt. Doch die erwähnte Verdreifachung unter Vincenz wäre ohne eine gehörige Portion Geschäftssinn undenkbar gewesen. Sowohl bei der strategischen Aufstellung der Bank, ihrer Expansion im Hypothekarmarkt als auch bei vielen Beteiligungen bewies Vincenz einen Instinkt, wie er nicht selbstverständlich ist und wie ihn seine Nachfolger erst noch unter Beweis stellen müssen. Aber, um es mit seinen eigenen Worten zu sagen: «Nichts ist ohne Risiko.»

Kritische Geister wenden ein, dass das grosse Wachstum zum guten Teil mit Risiken im Hypothekengeschäft erkaufte wurde. In der Tat hat Raiffeisen seinen Marktanteil bei den Hypotheken von 2000 bis 2017 von 11 auf 18 Prozent ausgebaut, vor allem zu Ungunsten der Grossbanken. Heute haben die St. Galler bei den Hypotheken Platz eins inne. Wie robust ihre Bilanz auf Turbulenzen im Immobilienmarkt reagieren würde, etwa infolge steigender Zinsen, ist auch für Kenner der Materie schwierig einzuschätzen.

Mut zur eigenen Meinung

Das Bündner Original Pierin Vincenz entfaltete seine Wirkung weit über Raiffeisen hinaus. Als Banker, der Wein im Veltlin anbaut und immer wieder kontroverse Meinungen vertritt. Der es wagt, sich aus dem Fenster zu lehnen, wenn andere lieber schwiegen. Als einer der wenigen Bankenvertreter attackierte er die Nationalbank offen für den Euro-Mindestkurs und später für die Negativzinsen. Zudem kritisierte er die Schweizer Behörden dafür, dass sie es mit ihren Hypothekarvorgaben den Bankkunden unnötig erschwerten, Grundeigentum zu erwerben.

In Bern bündelte Vincenz wortstark die Haltung jener Finanzinstitute, die nicht im Ausland tätig sind. In dieser Funktion wehrte er sich dagegen, dass die Inlandbanken den Preis für die Verfehlungen der im Ausland aktiven Banken bezahlen müssen. Er setzte sich, wenn auch erfolglos, dafür ein, dass die globale Flut an Regulierungen wenigstens vor den Banken im Inland (und vor ihren Konsumenten) haltmachen sollte. In der *Weltwoche* warnte er, am Ende «haben wir nur noch Vollzugsbeamte und faktisch viele staatlich kontrollierte Banken».

Viele seiner Interventionen lösten ein kontroverses Echo aus, so etwa, als er 2012 als einer der ersten Bankenvertreter das Bankgeheimnis zur Disposition stellte. Doch seine kernigen Auftritte bildeten ein wohlthuendes Gegengewicht zur zahmen Bankiervereinigung und zu den von Kommunikationsabteilungen weichgespülten Einlassungen anderer Banken-CEOs. Die Stimme von Pierin Vincenz, sie wird auf dem Finanzplatz schmerzlich vermisst. ○

Amtlich verordnete Neidkultur

In Schlieren ZH wurde der Sekundarlehrer Stefan Achermann von der Schulpflege aus dem Amt gejagt, weil er zu viel Engagement an den Tag legte. Andere Lehrer könnten sich dadurch unter Druck gesetzt fühlen. Ein Lehrstück aus einem Schulsystem, das nur Mittelmass toleriert. Von Alex Baur

Die E-Mail von Schulpräsidentin Bea Krebs traf in der Nacht auf den 16. November zu später Stunde bei Sekundarlehrer Stefan Achermann ein. Bis zu den Sportferien, so beschied ihm die Stadträtin von Schlieren, müsse er sein ganzes Computersystem aus dem Schulzimmer entfernen, weil Malerarbeiten anstünden. Er dürfe die Anlage danach nicht mehr aufbauen. Die Schule werde ein eigenes IT-System installieren. Ausnahmen würden nicht toleriert. Für Achermann war klar: Er sollte aus der Schule gemobbt werden.

Der 54-jährige Stefan Achermann ist seit über drei Jahrzehnten ein Lehrer, der seine Arbeit mehr als Berufung denn als Beruf betrachtet. In Bremgarten AG, wo er sich auch mal für die BDP als Stadtrat engagiert hatte, baute er vor fünfzehn Jahren auf privater Basis nebenbei ein Lernstudio auf, das bis heute funktioniert. Achermann war ein Pionier beim Einsatz von Computern im Unterricht. Seit zehn Jahren wirkt er als Sekundarlehrer (naturwissenschaftliche Fächer) im Schulhaus Kalktarren.

Da es in Schlieren bislang kaum Computer gab, investierte Achermann über die Jahre insgesamt 70 000 Franken aus der eigenen Tasche in die Aufrüstung seines Schulzimmers. Er opferte Hunderte von Stunden seiner Freizeit, um das Computersystem den Bedürfnissen des Unterrichtes anzupassen. Wer einen egozentrischen Nerd vermute, gehe aber fehl, sagen Kollegen, die ihn als umgänglich beschreiben. So habe Achermann jenen Lehrer, der für die humanistischen Fächer zuständig war – gemeinsam betreuten die beiden zwei Klassenzüge –, mit in sein IT-Projekt eingebunden. Achermann habe auch massgeblich bei der schulinternen Kommission mitgewirkt, welche den IT-gestützten Unterricht für alle Kinder ermöglichen will.

«Governance by E-Mail»

Dieses neue System besteht aber erst auf dem Papier. Noch hat der Gemeinderat das Geschäft gar nicht behandelt. Es ist nicht einsehbar, warum jetzt plötzlich alles so schnell gehen muss und eine Aufbauarbeit, die man zehn Jahre lang tolerierte, mit einem Schlag vernichtet werden soll.

Am Vortag des Computer-Banns aus dem Stadthaus war es zu einer Aussprache im Schulhaus Kalktarren gekommen. Es ging nebenbei auch um die Teilzeit-Schulleiterin Seraina Vils. Die Misstimmung schwelt schon seit über einem Jahr. Lehrer beklagten sich über bürokratische Leerläufe. Vils sei wenig an der Schule



Zehn Jahre Fronarbeit: Computersystem im Klassenzimmer von Sekundarlehrer Achermann.

präsent, betreibe «Governance by E-Mail» und eine unsinnig komplizierte «Ämtli-Wirtschaft», monierte eine Lehrkraft gegenüber der *Weltwoche*. Im Einzelnen seien es Petitesse, die sich in der Summe aber aufgestaut hätten.

Stefan Achermann, so die Lehrkraft, habe offen ausgesprochen, was die meisten Lehrer nur dachten. Als Schulleiterin Vils per Rundmail beispielsweise den Lehrern einen Kurs des Esoterikers Gerald Hüther («Bildungstag Glücksschule») empfahl, habe Achermann da-

Eigentlich sollte das Wohl der Kinder über dem Wohlbefinden der Behörden stehen.

rauf aufmerksam gemacht, dass Sektenexperten vor diesem warnten. Das kam nicht gut an. Achermann habe beispielsweise auch gegen eine Weisung opponiert, laut der die Lehrer von den Eltern Scheidungsurteile einfordern sollten. Auch dieser Einwand war berechtigt, wurde die Weisung doch zurückgezogen, als man erkannte, dass sich die Lehrer mit einem solchen Eingriff in die Privatsphäre der Eltern hätten strafbar machen können. Aber der damit verbundene Gesichtverlust machte die Sache nicht besser. «Die Schulpflege war offenbar der Meinung, das Problem liege bei uns»,

sagt die Lehrkraft, «dass es bei der Leitung liegen könnte, wurde nicht in Betracht gezogen.» Vielleicht rühre dies daher, dass in Schlieren (sechs Schulhäuser) allein letztes Jahr fünf Schulleiter ausgewechselt werden mussten. Es sei schwierig, Ersatz zu finden.

Für Achermann war deshalb klar: Da die Schulpflege nichts Konkretes gegen ihn in der Hand hatte, wollte man ihn dort treffen, wo es ihn am meisten schmerzen würde. Er wollte das nicht hinnehmen und reichte seine Kündigung ein. Lehrer mit IT-Erfahrung sind gesucht. Dem Vernehmen nach soll er bereits Angebote erhalten haben. Dabei wäre es wohl geblieben – wäre es in Schlieren nicht zu einem überraschenden Aufstand der Schüler und deren Eltern gekommen.

41 Erwachsene, eine überwiegende Mehrheit aller Erziehungsberechtigten der insgesamt 37 betroffenen Schüler, forderten den Schlieremer Stadtrat auf, den Computer-Bann rückgängig zu machen. Spontan meldeten sich ehemalige Schüler des Lehrers bei der *Limmattaler Zeitung*, die über den Fall berichtete. Gemeinderätin Sarah Impulsino (CVP), selber Mutter einer betroffenen Schülerin, hat einen parlamentarischen Vorstoss angekündigt.

Überwältigt von den Reaktionen, erklärte Achermann seine Bereitschaft, allenfalls zu bleiben, im Interesse der Kinder, falls sich eine

einvernehmliche Lösung fände. Ein Happy End? Vorläufig sieht es nicht danach aus.

«Es ist fraglich, inwiefern Herr Achermann bei einer Rücknahme der Kündigung noch eine ausreichende Motivation für einen Unterricht aufbringen könnte», schreibt Krebs auf Anfrage vieldeutig, «zumal er sich innerlich bereits von seiner bisherigen Arbeitgeberin distanziert hat.» Die Begründung lässt aufhorchen. Mag sein, dass sich der Lehrer von den Behörden entfremdet hat. Daraus zu schliessen, dass er sich auch von den Kindern abgewendet hat, ist an den Haaren herbeigezogen. Man könnte seine Offerte, die Klassenzüge zu Ende zu führen, auch als Beweis einer besonders starken Motivation auslegen. Und eigentlich, würde man meinen, sollte das Wohl der Kinder über dem Wohlbefinden der Behörden stehen.

Sicherheitsrisiko aus dem Nichts

Mit einem Ausländeranteil von über 46 Prozent – an den Schulen dürfte er einiges höher liegen – hat Schlieren nicht gerade den besten Ruf. Zumindest in diesem Fall liegt das Problem aber nicht bei den Kindern, die mit Begeisterung für ihren Lehrer eintreten, und auch nicht beim Lehrer, der sich mit Leidenschaft für diese Kinder einsetzt. Das Problem ist einzig und allein: Lehrer Achermann hat sich aus behördlicher Sicht zu sehr engagiert.

In einer erst später nachgeschobenen Erklärung wies Schulpräsidentin Krebs auf ein angebliches Sicherheitsrisiko bei privat installierten Computern hin. Davor Kupresak, einer der Wortführer der Elterninitiative, von Beruf IT-Fachmann bei der ETH Zürich, räumt ein, dass er Achermanns Einrichtungen nicht untersucht habe. Doch nach dem Gespräch mit dem Lehrer habe er den Eindruck erhalten, dass die Sicherheitsstandards erfüllt und stetig auf dem neusten Stand gehalten würden. Zurzeit biete die Schule keine gleichwertige



Gestelzte Rechtfertigung: Schulpräsidentin Krebs.



«Gleiche Chancen»: Schulhaus Kalktarren.

oder sogar besser Alternative an. Eine spätere Integration von Achermanns System in ein künftiges IT-Konzept der Schule sollte grundsätzlich möglich sein. Sein Sohn habe bei Achermann enorme Fortschritte gemacht und folge dem Unterricht mit Begeisterung.

Tatsächlich ist nicht einsehbar, warum plötzlich ein Risiko sein sollte, was sich zehn Jahre

lang bewährt hat und als sicher galt. Alle für Kinder ungeeigneten oder dem Unterricht nicht dienlichen Web-Zugriffe sind gesperrt, Hackerangriffe sind nie registriert worden. Und selbst wenn die von der Schulpflege geplante Ausstattung aller Zimmer mit Computern eines Tages Realität werden sollte, ist das kein Grund, das bestehende System von Lehrer Achermann zu verbieten. Das behördlich geplante Einheitssystem soll ein tieferes Niveau aufweisen. Doch genau hier liegt nach Ansicht der Schulpräsidentin das Problem: Achermanns System ist zu gut, es könnte Neid wecken.

Was hinausragt, wird gekappt

Auf die Frage, warum denn alle die gleiche IT-Ausrüstung haben müssten, antwortet Bea Krebs: «Tatsächlich ist es so, dass es im Sinne des Gleichbehandlungsgebots Ziel der Schule ist, allen Kindern die gleichen Chancen zu geben.» Und weiter: «Im Übrigen würde ein flächendeckendes Vorgehen wie dasjenige von Herrn Achermann den Druck auf die übrigen Lehrer enorm erhöhen.» Dies wäre «angesichts des bereits jetzt vorherrschenden Lehrermangels ebenfalls nicht wünschenswert».

Schält man den Inhalt aus den gestelzten Formulierungen heraus, offenbaren sich Abgründe. Ein über das reglementarische Plansoll herausragendes Engagement eines Lehrers ist nicht erwünscht, ja es muss verhindert werden, weil sonst dessen Kollegen, ja vielleicht sogar die Behörden sich dem Druck ausgesetzt fühlen könnten, selber etwas mehr zu leisten. Und wenn die einen Kinder etwas mehr bekommen als die anderen, dann ist es nicht etwa das Ziel, möglichst allen mehr zu geben; nein, lieber nimmt man den einen etwas Sinnvolles weg, wenn es die andern nicht haben, auch wenn das diesen überhaupt nichts nützt. Kurzum: Mittelmass ist das Mass aller Dinge – was darüber hinausragt, wird gekappt.

Bea Krebs gehört übrigens nicht der Revolutionären Marxistischen Liga an, sondern der Freisinnig-Demokratischen Partei der Schweiz. ○

24 NEUE MILLIONÄRE GESUCHT!

SWISSLOS

MILLIONEN LOS 2018
Jeden Tag eine Million zu gewinnen!

CALENDERSPIEL

11 5 22 2 4 8 6 18
1 Mio. 1 Mio. 1 Mio. 1 Mio. 1 Mio. 1 Mio. 1 Mio.

Versöhnt mit dem Wiederholungstäter

Harald Naegeli, Pionier von illegalen Graffiti, darf in den Grossmünstertürmen spraysen. Jetzt verwirklicht er den Traum seines «Zürcher Totentanzes».

Von Christoph Mörgeli

Seit dem Mittelalter gibt es Darstellungen von Menschen verschiedenen Alters und Standes, die mit dem Gerippe als Personifikation des Todes konfrontiert werden und so erkennen, dass sie sterben müssen. Alle sind betroffen, niemand kann sich entziehen. Solche Totentänze bedeuten Lebensgefahr. Folglich wünscht sich kaum jemand einen Totentanz zum achtzigsten Geburtstag – Harald Naegeli aber schon. 1980/81, in der unruhigen Zeit der Zürcher «Bewegung», machte der Spross einer wohlhabenden Familie vom Zürichberg mit makabren, nächtlich angebrachten Graffiti in Köln von sich reden. Vom einst sechshundertfachen «Kölner Totentanz» blieb fast nur die heute denkmalgeschützte besprayte Fassade des Museums Schnütgen (ehemals katholisches Damenstift St. Cäcilien) erhalten.

Zuvor hatte Naegeli bereits in Zürich anonym und lange unerkant mehrere hundert Figuren an Fassaden gesprayed. Er protestierte damit angeblich gegen die allgegenwärtige Bauwut in Beton. Als ab dem 1. November 1986 eine Lagerhalle des Chemiekonzerns Sandoz in Schweizerhalle bei Basel brannte und Fische im Rhein starben, schockierte Naegeli die Bürger mit einem «Totentanz der Fische».

Totentänze sind im Trend

Im Lauf der Jahre mutierte der Ökoaktivist zum stolzen, in der Kunstszene bewunderten Street-Art-Aktivisten. Was mag es bedeuten, dass sich der mittlerweile 78-jährige Herr seit Jahren um ein kleines Stück Ewigkeit im Grossmünster, dem Wahrzeichen seiner Geburtsstadt, bemüht? Harald Naegeli kehrt wohl kaum in den Schoss der reformierten Kirche zurück. Online träumt er vom «aktuellsten Totentanz in Europa», möglicherweise ohne zu wissen, wie viel sich gegenwärtig in der makabren Kunst tut. Allein 2018 zählt die Deutsche Nationalbibliothek fünfzehn künstlerische Werke. Fürs kommende Jahr sind bereits mehrere Neuerscheinungen angekündigt: Das Graffito von Frank Furtschegger (*1990) alias Knarf in Lienz, der zwanzig Meter lange Fries in Cortenstahl von Markus Thurner (*1977) in Kramsach oder die zweiundzwanzig Meter lange Bilderfolge von Désirée Wickler (*1983), die im September 2019 der Öffentlichkeit in der Abtei Neumünster in Luxemburg vorgestellt werden soll.

In Zürich zieren mittlerweile bereits einige Strichfiguren und Knochenteile die Innenwände der beiden Grossmünstertürme. Diesmal



Für Gotteslohn: Szene von Naegelis «Totentanz» im Zürcher Grossmünster.

darf Harald Naegeli ganz gesetzeskonform vorgehen, hatten doch die Kirchgemeinde Grossmünster und der Kanton als eigentlicher Eigentümer des Gotteshauses nach vielen Jahren beharrlichen Kampfs ein Einsehen. Naegelis dynamische Skelette werden Realität – eines nutzt sogar eine Rohrinne als Gabel. Macht es sich gar gewaltsam im Turminnern zu schaffen? Ob die wackeren kantonalen Kulturbeauftragten, Kirchenpfleger und Pfarrherren wohl bedacht haben, dass diese Knochengestalt möglicherweise durchaus am bald tausendjährigen Gemäuer rüttelt? So oder so haben die fantastischen Strichmännchen ihren subversiven Charakter behalten.

Ganz wohl scheint es den Offiziellen beim «Experiment Naegeli» trotz allem nicht zu sein. Zwar ist das Bedürfnis nach einem Friedensschluss mit dem Zürcher Künstler gross; seine illegalen Aktionen haben seinerzeit auch in Zürich zu aufwendigen Fahndungen und einer handfesten internationalen Strafverfol-



Gesetzeskonform: Künstler Naegeli.

gung inklusive halbjährigen Gefängnisauferhalts geführt. Selbst Naegelis Asylgesuch in Deutschland, der Weiterzug an den vielgerühmten Europäischen Gerichtshof für Men-

schenrechte und ein Gnadenauftrag zahlreicher Prominenter blieben erfolglos. 2012/13 wurde Naegeli in Zürich rückfällig, allerdings von Kameras identifiziert und erneut der Sachbeschädigung angeklagt.

Ganz in Zwinglis Sinn

Seit drei Wochen arbeitet der Künstler jetzt in den Grossmünstertürmen – übrigens ohne ein Honorar zu verlangen. 600 000 Menschen besuchen jährlich die Zürcher Hauptkirche; viele von ihnen besteigen auch den öffentlich zugänglichen Karlsturm. Grossmünsterpfarrer Christoph Sigrüst freut sich auf Naegelis Projekt: «Kirchtürme sind ein Fingerzeig von oben, sie berühren Himmel und Erde. Wo wäre es sinnvoller, beim Betrachten eines Totentanzes über Tod und Leben nachzudenken?» Sigrüst sieht den Sprayer von Zürich in einer jahrhundertealten Tradition: «Reformiert sein in der Nachfolge Huldrych Zwinglis heisst Bekenntnis zum Prinzip der Reduktion. Genau wie Zwingli die Bilder und Statuen aus den Kirchenräumen gebannt hat, reduziert Naegeli seine Kunst auf den Strich.» Zwar sind die Totentanz-Figuren entfernbar und sollen nach Ablauf von vier Jahren wieder weichen. Doch der Künstler wäre nicht der Alte, wenn er das Ablaufdatum seines Werks nicht bereits heute öffentlich anzweifeln würde.

Auf traditionellen Pfaden wird sich Naegelis Zürcher Totentanz freilich nicht bewegen. Da sind keine Menschen, die der Sensenmann ins Jenseits führt. Indem Naegeli seine Figuren aber mit «Insignien der Macht» ausstatten und nebenbei auch die «Waffenschieberei» anprangern will, stellt er sich durchaus in die reformatorische Überlieferung der Sittenkritik. Tatsächlich ist schon der künstlerisch vielleicht bedeutendste Totentanz des Barocks in Zürich entstanden, nämlich als gedruckter «Sterbenspiegel» mit 61 Radierungen der Brüder Rudolf und Conrad Meyer anno 1650. Der Tod holt sie alle: vom Kaiser zum Papst bis hinunter zum Narren. Diese Perle der Buchdruckkunst vereinigte in einzigartiger Weise Bilder, Verse und Musiknoten («Sterbesänge»).

In unmittelbarer Nähe des Grossmünsters tanzte der Tod freilich schon 1581. Der Chorherr Johann Jakob Wick berichtete in seiner handschriftlichen Geschichtensammlung («Wickiana») von zwanzig schneeweissen Todesgestalten, die auf dem Gottesacker hin und her sprangen. Der fromme Theologe sah diesen Totentanz als Vorbote einer Pestepidemie. Doch die Tatsache, dass die Weissgewandeten schliesslich davonwankten, zeugt eher von einem Scherz fröhlicher, angetrunkenener Nachtbuben. Daran sollten wir vielleicht auch denken, bevor wir Harald Naegelis jüngstes Werk mit allzu grossem Bierernst interpretieren.

Der Autor ist Vizepräsident der Europäischen Totentanz-Vereinigung.

Stil

Königin der Geschmacklosigkeit

Die Basler Stadtpräsidentin und die andauernde Suche nach einem Kleid, das zu ihr passt. *Eine Glosse von Michael Bahnerth*

Die Lebenswelten der Basler Stadtpräsidentin Elisabeth Ackermann kann man in zwei prägende Phasen unterteilen: eine wirkliche und eine unwirkliche. In der wirklichen war sie erfolgreiche Gitarrenlehrerin und ein bisschen Politikerin der Grünen mit dem branchenüblichen Anliegen, durch moralisierende Postulate eine bessere Welt zu schaffen.

Ihr unwirkliches Leben begann mit einem Irrtum am 23. Oktober 2016, als sie gewählt wurde, weil das Volk dachte, sie sei deshalb eine gute Wahl, weil sie zu harmlos sei, um wirklichen Schaden anzurichten. Aber da lag man falsch. Was Frau Ackermann durch ihr Auftreten an Imageverlust für die Stadt herbeiführte, ist nicht ohne.

Das grösste Problem im unwirklichen Leben von Frau Ackermann ist nicht, dass sie kein Englisch kann und die 100-jährigen der Stadt es lieber haben, wenn sie den Blumenstraus der Regierung nicht von Frau Ackermann bekommen. Es ist auch nicht ihre Politik des Zauderns und der Vorrang der Vorsicht gegenüber der Vision. Persönlich ist Frau Ackermann nett. Sie ist nicht nachtragend wie etwa die Finanzdirektorin oder schnell beleidigt wie der Baudirektor. Sie ist dossierfest, kann gut moderieren, sie ist eine perfekte Nummer zwei, die vor zwei Jahren etwas euphorisch geworden ist und dachte, sie könne auch Nummer eins.

Daran, dass sie dem Amt nur die Kontur des Unmutigen und da und dort des Beliebigen gibt und trotzdem jährlich 300 000 Franken dafür kassiert, haben sich die Stadt und ihre Menschen gewöhnt. Auch an den Mangel einer gewissen Eleganz und Weltläufigkeit; daran, dass sie Basel nicht grösser machen kann, als es klein ist. Alles nicht wirklich dramatisch, daran leiden viele Schweizer Politiker.

Das grösste Problem für das Gros der Bevölkerung ist ihre Garderobe. Da ist das Volk konservativ. Wenn es schon vertreten werden soll, dann bitte gut angezogen. Schlecht anziehen können sich ja alle. Frau Ackermann trägt am liebsten etwas Schwarzes, das stets einen Kampf mit dem Körper zu führen scheint. Ihre suboptimale Blusen und Jacketts und Röcke der mittleren Preisklasse widerspiegeln kongenial ihre Politik.



Problem Garderobe: Politikerin Ackermann.

Bis vor ein paar Tagen war es erfreulicherweise so, dass man kaum noch von ihr hörte und noch weniger von ihr sah. Man hoffte bereits, sie sei gar nicht mehr da und Basel könne sich nun in die Phase einer ästhetischen Rekonvaleszenz begeben. Dann kam der 20. November. Der schon zu Lebzeiten unsterbliche Filmproduzent und Oscarpreisträger Arthur Cohn hatte zu einer Gala geladen, und Frau Ackermann musste hin.

Ausgerechnet dort, wo ein grosszügig geschneidertes kleines Schwarzes angemessen gewesen wäre, wollte Frau Ackermann zum ersten Mal in ihrer Amtszeit mutig sein und glamourös und entschied sich für ein Kleid, das grossflächig von einem Goldmuster durchzogen war und die Landschaften ihrer Kurven akzentuierte. Das Wort «Goldwurst» machte in der Stadt die Runde, aber so schlimm war es dann doch nicht. Sie kam bloss daher wie irgendwelche Hinterplanetarier aus «Star Wars» oder «First Time Dragqueens».

In der Stadt sitzt der Schock immer noch tief, und man tut das, was man fremdschämen nennt. Was bei der Bewältigung hilft, ist der Fatalismus einer Stadt, die sich mit dem Gang in die finale Bedeutungslosigkeit arrangiert hat. Und vielleicht ist es auch ein wenig so, dass die Stadt ahnt, dass sie immer mehr wird wie das Goldkleid von Frau Ackermann: nicht mehr von dieser Welt und jenseits eines Gefühls für Wirkung und Wirklichkeit.

Kampf gegen die Uber-Macht

Dem Fahrdienst Uber droht Ungemach: Der Zürcher Kantonsrat sagt ja zum neuen Taxigesetz, und ein Konkurrent plant den Frontalangriff.

Von Roman Zeller



Startet in diesen Tagen: neuer Fahrservice Taxilive.

Vergebens suchten der Kanadier Garrett Camp und der Amerikaner Travis Kalanick einst ein Taxi – dafür fanden sie die Idee für die Telefon-Taxizentrale Uber Cab, die heute Uber genannt wird. Das Start-up gilt mit über siebzig Milliarden Dollar Marktwert als wertvollstes überhaupt. Mit dem Aufstieg der Technologieplattform fegte ein Orkan über die Taxibranche weltweit. Ubers Partner, die ihre Dienste über eine Applikation anbieten und per Klick gebucht werden können, seien Limousinen- und gar keine Taxifahrer, sagten die Gründer. Die herkömmlichen Strukturen im Taxigewerbe gelte es zu zerschlagen und die Taxifahrer zu vertreiben, so Ex-Uber-CEO Kalanick.

Nun kommt es anders, steht doch der Limousinendienst Uber derzeit im regulatorischen Fegefeuer: Der Zürcher Kantonsrat befand vor kurzem mit 102 zu 65 Stimmen, dass aus dem Taxigesetz ein «Gesetz über die Personenbeförderung mit Taxis und Limousinen» werden soll. Limousinen müssten sodann mit einer Plakette markiert werden. Das bedeutete gleich lange Spiesse für Taxis und Uber-Limousinen und eine vereinfachte Kontrollrolle für die Behörden.

Andreas Hinterberger, Politikverantwortlicher von Uber Schweiz und Österreich, ist anderer Auffassung: Die Plakette sieht er als «unnötige administrative Hürde», die zusätz-

lich die Flexibilität der Fahrer behindere. Er wünschte sich, dass bürokratische Hindernisse für die lokalen Transportunternehmer reduziert, statt aufgebaut werden.

«Gewisse Regulierungen sind gut», sagt hingegen Simon Pfenninger, 41, gelernter Lastwagen- und seit zwei Jahren Taxifahrer, angesprochen auf das neue Gesetz. Die Kennzeichnung der Uber-Limousinen sei wichtig, da die Taxis strenge Vorgaben einhalten müssten, die Uber umgehen könne. Im selben Atemzug meint er, dass sich Uber warm anziehen müsse. Seit Jahren nämlich beschäftige er sich mit der Vermittlungsplattform. «Uber ist genial, gegenüber den Fahrern aber ungerecht», sagt er.

Raucherauto und Frauentaxi

Gemäss Pfenninger verdienen die Uber-Fahrer viel zu wenig. Er spricht einerseits vom tiefen Kilometerpreis, der nur Fr. 1.80 beträgt. Davon fliessen 25 Prozent direkt an Uber. Steve Salom, Uber-Schweiz-Verantwortlicher, gab jüngst gegenüber dem *Blick* bekannt, dass die Erhöhung der Fahrerlöhne der «nächste Schritt» sei. Pfenninger aber genügt dies nicht, er will mit «Taxilive» den Tech-Giganten herausfordern und eine Plattform lancieren, die zu kompetitiven, konsumentenfreundlichen Preisen, die gleichzeitig die Fahrer besserstellen, Taxis vermittelt. Mit diesem Ansatz be-

rechnet er drei Franken als Preis pro Kilometer und ist somit nur Fr. 1.20 teurer als Uber. Von den Fahrern würde er 12 statt wie Uber 25 Prozent verlangen.

Eine halbe Million Franken investierte Pfenninger bereits: «Die App war teuer, ist dafür aber besser als die von Uber», sagt er selbstbewusst. Auf seinem Android-Handy zeigt er, dass der Kunde über Taxilive per Knopfdruck einen verfügbaren Personentransport bestellt – wie bei Uber. Als Fahrer kämen ausschliesslich lizenzierte Taxifahrer in Frage. So müsste es Uber auch machen, sofern seine Fahrer nicht schwarzarbeiteten. Auf einer Google Map, die der grosse Bruder Uber ebenfalls verwendet, erkenne man den angepeilten Wagen. Innovativ sei, dass eine Stornierung kostenlos und jederzeit möglich sei. Und auf die wählbaren Zusatzoptionen wie haustierfreundliche Autos, Raucherauto oder Kindersitzerhöhung ist Pfenninger besonders stolz. «Wir arbeiten sogar an einem Frauentaxi.» Zudem seien bei Taxilive keine Kreditkartenangaben nötig, ein Vorteil aus datenschutzrechtlicher Sicht. Der Kunde registrierte sich lediglich mit Namen und Telefonnummer, bezahlt werde in bar oder via Kartenlesegerät.

David gegen Goliath

Wie aber will der Newcomer Taxilive gegen die Uber-Macht bestehen? Pfenningers Trumpf sei die personalisierte Werbung. Er nutze hauptsächlich die Social-Media-Kanäle Facebook und Co.: «Adressiert werden Taxifahrer, die mit dem Uber-Geschäft unzufrieden sind, und Kunden, die sich über die bei erhöhter Nachfrage steigenden Preise ärgern oder einen besseren Service wünschen.» So liessen sich bereits zweihundert Fahrer finden, sagt Pfenninger. Ebenso viele Fahrer warteten noch auf die Autorisierung, bevor Taxilive im Dezember online geht. Ob Uber mit seinen 2000 Fahrern schweizweit darüber ins Zittern gerät? Pfenninger vergleicht seine Mission mit «David gegen Goliath», gibt sich aber optimistisch, dass viele Fahrer die Plattform wechselten.

Uber-Mitarbeiter Hinterberger sagt, er habe noch nie von Taxilive gehört. Die Uber-Fahrer seien zufrieden, wie er gegenüber der *Weltwoche* anhand einer Umfrage des Link-Instituts belegt, in welcher 81 Prozent der Fahrer angaben, mit Uber sehr oder eher zufrieden zu sein. Und auch gegen das neue Taxigesetz regt sich Widerstand, wie aus Kreisen der FDP und der Jung-SVP zu entnehmen ist. Noch fahren sie ungebremst, die Uber-Limousinen. ○

Black Friday am Zürichberg

Fifa-Präsident Gianni Infantino plant den Ausverkauf des schönsten Spiels der Welt. Ich ärgere mich masslos, aber vielleicht sollten wir ihm auch dankbar sein für seine Unverfrorenheit. Niemand kann sagen, er habe es nicht gewusst. *Von Marcel Reif*

Es ist ja üblich, neuen Amtsträgern eine Schonfrist einzuräumen. Man spricht von hundert Tagen, nach denen evaluiert wird, ob es auch tatsächlich in eine sinnvolle Richtung geht. Bei Fifa-Präsident Gianni Infantino hätte es viel weniger gebraucht, um auch wirklich jedem vor Augen zu führen, dass er sogar seine skandalumwitterten Vorgänger João Havelange und Sepp Blatter in den Schatten stellt.

Nach den aufsehenerregenden Festnahmen einer Reihe von Spitzenfunktionären im Mai 2015 ist es eigentlich unfassbar, was Infantino da noch an Sonderbarkeiten aus dem Weltverband rausholen kann. Der grosse Unterschied zu seinen Vorgängern: Infantino macht seine Malversationen schamlos im Blitzlicht der Öffentlichkeit.

Eine weltweite Nations League und eine jährliche Klub-WM mit 24 Teilnehmern im Juni? Für die Vermarktungsrechte an dieser Idee will ein japanisches Finanzkonsortium 25 Milliarden lockermachen, gespeist aus einem saudi-arabischen Staatsfonds. Als nette Draufgabe sollen auch noch die Rechte am Filetstück der Fifa, der Weltmeisterschaft, in Richtung Asien verhökert werden: Black Friday Sale am Zürichberg.

Die Fifa wäre dann nur noch eine «Lame Duck», beraubt ihrer wertvollsten Assets und ohne Handlungsspielraum, ihre Zukunft selbst zu gestalten. Infantino behauptet frech: Dieser Deal wäre für das Wachstum des Spiels essenziell. Es hätte Football Leaks nicht gebraucht, um zu wissen, worum es Infantino tatsächlich geht: Pfründe, Besitzstandswahrung, seine Wiederwahl im Juni 2019.

Es bereitet mir Mühe, in diesem Sumpf nach Sinnhaftigkeit zu suchen. Dabei arbeiten dort oben in der Festung der Fifa auch Hunderte Menschen, die einen tollen Job machen. Die bemühen sich um Jugendturniere, Mädchenfussball, Integration und wichtige Werte und werden von ihrem obersten Anführer desavouiert. Ein Vergleich mit der Mafia ist obsolet, da würden sich die Mafiosi schön bedanken. Ich frage mich oft: Warum gibt es eigentlich keinen Aufstand von unten, der dieses totalitäre System einfach wegfeigt? Es ist erfrischend ironisch, dass im Fifa-Headquarter vier Stockwerke unter der Erde gebaut sind. Die dunkle Seite der Macht sitzt aber nicht im Keller – Infantino und seine Lakaaien treiben sich dort herum, wo es eigentlich glänzen sollte. Diese Fifa hat sich der Fussball nicht verdient.

Lösungen? Im März 2019 will eine Task-Force, bestehend aus den sechs Präsidenten

der Konföderationen unter dem Vorsitz Infantinos, den Milliardendeal dem Kongress in Miami zur Abstimmung vorlegen. Wir Europäer mit unser Champions League, Premier League oder Bundesliga halten uns für den Nabel der Welt. Solange aber bei der Abstimmung über die Zukunft des Spiels das Prinzip «one man, one vote» gilt, wird die Uefa gegen Mauern rennen. Und ohne König Tupou VI. von Tonga zu nahe treten zu wollen: DFB-Präsident Reinhard Grindel oder Englands Football-Association-Vorsitzender Greg Clarke sind eben nicht so leicht korrumpierbar wie ein kleiner Verbandsfürst von einer Pazifikinsel. Da stösst die Demokratie an ihre Grenzen.

Heuschrecken fressen den Rasen kahl

Es bedarf schon eines Aufstands aller wichtigen Fürsten, um Infantino zu stoppen. Die Bosse von Real, Barcelona, Bayern, ja sogar die Scheichs von Paris Saint-Germain und Manchester City müssten ultimativ sagen: Bis hierhin und keinen Schritt weiter. Aber die Allianz der grossen Klubs ist nur Schimäre. Ich lege mich fest: In fünf Jahren gibt es die ominöse Super League, egal, ob von der Fifa oder privaten Investoren oktroyiert. Infantino lebt von der gewaltigen Strahlkraft des Fussballs, aber bald wird sich die Fifa obsolet machen. Denn am Geld wird es nicht scheitern, und eine WM können auch andere organisieren. Kann ich die moralische Keule schwingen, wenn sich dieser korrupte Haufen, in dem man sich

untereinander gegenseitig Millionen zuschiebt, jetzt auch noch Saudi-Gelder unter den Nagel reissen will? Wie gerne würde ich mich entrüsten, wenn ich an Jamal Kashoggi denke. Das war kein Einzelfall, sondern Teil eines Systems. Erdogan steckt Hunderte Journalisten ins Gefängnis und wird trotzdem hofiert. So funktionieren solche Gesellschaften eben. Ich habe es mir abgewöhnt, in moralischen Kategorien zu denken, ich möchte nur nicht betrogen werden.

Auf der einen Seite sollen Geschäfte mit den Saudis verwerflich sein, auf der anderen vergibt man die WM an Katar. Wenn wir das akzeptieren, machen wir uns selbst käuflich. Die Jungfräulichkeit des Spiels hätte ich gerne zurück, aber die Heuschrecken fressen den Rasen kahl. Die Kommerzialisierung ist nicht mehr reversibel, dafür bekomme ich in der Champions League wenigstens wunderbare Spiele und Spieler zu sehen.

Ich bleibe in dieses Spiel verliebt, und es ist mir eine Freude, Manchester City zuzugucken, auch wenn es fragwürdig ist, wie diese Ansammlung von Weltstars zustande gekommen ist. Und vielleicht müssen wir Infantino sogar dankbar sein, mit welcher Unverfrorenheit er agiert und Dinge macht, die ihn eigentlich wegspülen müssten. Niemand kann mehr sagen: «Das wusste ich nicht.» Hoffnung auf Besserung? Da müsste sich die Fifa schon selbst abschaffen.

Marcel Reif ist einer der renommiertesten Sportkommentatoren im deutschsprachigen Raum.



Wachstum des Spiels: Fifa-Präsident Infantino.

Landwirtschaft im Park

Direktzahlungen sind seit einer Generation ein wichtiges Mittel, um Leistungen der Landwirtschaft zugunsten der Allgemeinheit zu honorieren. Unternehmerische Bauern sehen darin eine Falle.

Von Beat Gygi

In der Schweiz ist seit fast zwanzig Jahren ein riesiges Experiment am lebenden Objekt im Gang, das einen Drittel der gesamten Fläche des Landes und die Portemonnaies sämtlicher Einwohner betrifft. Nun steht die Politik vor der Frage, ob sie das Experiment auf dem eingeschlagenen Weg fortsetzen oder den Versuch in eine andere Richtung lenken soll. Es geht um die Landwirtschaftspolitik und die Frage, wie viel und welche Direktzahlungen die Bauern neben anderen Unterstützungen künftig erhalten sollen. Anlass für die Diskussion ist die soeben eröffnete Vernehmlassung des Bundesrats zur Agrarpolitik für die Zeit nach 2022. Der 160-seitige Bericht deutet darauf hin, dass die Bundesverwaltung die Summe der Direktzahlungen beibehalten will, aber an etlichen Vergabekriterien schraubeln und Obergrenzen von 250 000 Franken pro Betrieb einführen möchte.

Es geht um einiges. Die Zahlungen summieren sich auf 2,8 Milliarden Franken jährlich, während die Bauern für 10,5 Milliarden Produkte verkaufen. Empfänger sind gut 45 000 ganzjährig betriebene Höfe und knapp 7000 Sömmerungsbetriebe. Die Grafik zeigt, dass Zahlungen von 20 000 bis 60 000 Franken besonders häufig sind, aber es kommen doch etwa 6000 Betriebe auf über 100 000 Franken pro Jahr. Der Rekordempfänger, eine Betriebsgemeinschaft mit vier Betrieben, kam 2016 und 2017 je auf gut 690 000 Franken. Im Durchschnitt erhält eine Familie knapp 54 000 Franken, die meisten Bauern spüren in ihrem Alltag wohl den Staat stärker als den Markt.

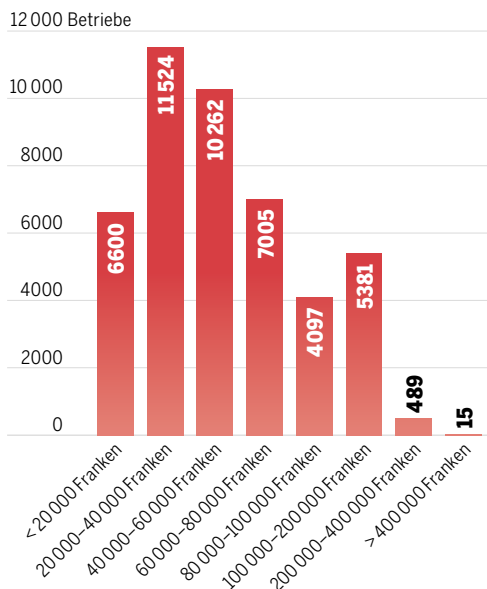
«Nun brauchen wir Zeit»

Was heisst das für eine Branche, deren Name immerhin das Wort Wirtschaft enthält? Ist das nicht, wie wenn auf den Höfen Feuer und Wasser zusammenkommen? Beobachter hören bereits das Zischen, das entsteht, wenn staatliche Geldflüsse das Feuer der unternehmerischen Initiative löschen. Muss das nicht auch dem Bauernverband Sorgen machen?

Verbandspräsident Markus Ritter hält dagegen: «Wir sind ja erst im fünften Jahr, seit wir mit dem Umsetzen der Agrarpolitik 14–17 begonnen haben, die für die Bauern mit den Direktzahlungen grosse Änderungen brachte. Nun brauchen wir Zeit zur Umsetzung», meint er. Die Agrarpolitik wird in Form von Vierjahresplänen vorangetrieben, zurzeit gilt das Regime 18–21, und Ritter möchte mit Stabilität, ohne abrupte Brüche in die Phase 22+ gelangen. Die definitive Stellungnahme des Bauernverban-

Grundeinkommen vom Staat

Direktzahlungen pro Ganzjahresbetrieb 2017, nach Beitragssumme (Total 45 373 Betriebe)



QUELLE: BUNDESAMT FÜR LANDWIRTSCHAFT

Weltweit einzigartiger Versuch.

des ist für den 20. Februar 2019 zu erwarten. Ritter weist darauf hin, dass man zurzeit aber fast hektischer beschäftigt sei mit der soeben veröffentlichten Botschaft zur Raumplanung.

Der grosse, weltweit einzigartige Versuch mit Direktzahlungen begann im Grunde 1996, als das Volk mit Dreiviertelmehrheit ja sagte zum Artikel 104 in der Bundesverfassung und damit eine grundsätzliche Neuausrichtung der Agrarpolitik einleitete. Seither werden die Bauern weniger stark über Produktpreise und Mengen gestützt, der Schutz an der Grenze wurde verringert, dafür werden die Landwirte seither für gemeinwirtschaftliche Leistungen zugunsten der Allgemeinheit durch Direktzahlungen honoriert – nach dem Motto: Wenn es um Landschaftspflege, Biodiversität, Versorgungssicherheit oder schonende Produktion und Tierwohl geht, versagt der Markt, da braucht es staatliche Anweisungen, Anreize und Kontrollen.

Im Alltag heisst das beispielsweise, dass ein artenreicher Saum am Rande des Ackers, der während zweier Jahre auf Kosten der Produktionsfläche bestehen und ungedüngt bleibt, maximal zwölf Meter breit ist und mit seinen Pflanzen zur Biodiversität beiträgt, jährlich mit 3300 Franken pro Hektar honoriert wird. Ähnliches, mit etwas geringeren Beiträgen, gilt für Hecken, Ackerschonstreifen oder

«Blühstreifen für Bestäuber und andere Nützlingle» oder für Hochstammbäume. Und bei den Tieren werden etwa der periodische Auslauf aus dem Stall oder die Freilaufhaltung mit Zahlungen honoriert – und administriert.

Es ist kein Wunder, wenn ein 67-jähriger Bauer, der ohne Nachfolger mit dem Pensionsalter die Beitragsberechtigung verloren hat, sarkastisch sagt: «Bin froh, dass ich keinen Formulkrieg habe, die Freiheit ist mir so viel wert wie entgangene Beiträge.» Direktzahlungen erfordern viel Administration. Sie sind in ein halbes Dutzend Kategorien eingeteilt, belohnt werden gesetzlich definierte Leistungen zugunsten der Kulturlandschaft (Gesamtsumme 2018: 534 Millionen Franken), der Versorgungssicherheit (1092 Mio.), der Biodiversität (410 Mio.), der Landschaftsqualität (150 Mio.), der Art der Produktionssysteme (468 Mio.) und der sogenannten Ressourceneffizienz (59 Mio.).

Passivität wird belohnt

Das ist nur die Oberfläche. Jede Kategorie ist in sich weiter aufgegliedert, so dass ein Bauer im Prinzip die knapp 150-seitige Direktzahlungsverordnung mit den detaillierten Hinweisen auf die honorierten Leistungen, zugehörigen Auflagen und Kontrollmassnahmen und Strafen abklopfen muss, wenn er sich ein Bild von seinen Möglichkeiten machen will. Für jeden Beitrag ist ein Gesuch zu stellen, so dass sich beim Chef eines mittleren Talbetriebs jedes Jahr ein Bundesordner mit Gesuchen, Checklisten und Berichten füllt. Zeitlich schlägt es auch spürbar zu Buche, wenn der Bauer mit den Kontrolleuren das Feld begeht, den Blumenbestand aufnimmt, Hecken ausmisst, im Stall die Breite der Kälberboxen, die Form der Tierliegeflächen oder die Journale mit den Viehbewegungen zur Kontrolle vorlegt.

Solche Leistungen für Biodiversität und Tierwohl sowie gegen Umweltbelastung sind immerhin mit erkennbarem Arbeitsaufwand verbunden, wenn auch die Bürokratie viele stört. Mehr zu reden geben in der Öffentlichkeit jene Direktzahlungen, die für die Existenz von Landflächen, zum Beispiel 900 Franken pro Hektare, entrichtet werden und unter den Landwirten im Prinzip Passivität belohnen, also die Nicht-Produktion. Wenn es für eine arbeitsarme, brachenähnliche Nutzung einen Beitrag gibt, verteuert dies aus Sicht des Bauern automatisch die intensive Nutzung. Der Ökonom Xavier Menoud, der als «Grosslandwirt und Miteigentümer des grössten



Das Zischen, das entsteht, wenn staatliche Geldflüsse das Feuer der unternehmerischen Initiative löschen.

Milchbetriebs der Schweiz» an der Vernehmlassung teilnehmen will, sagt es so: «Es sind ungesunde Anreize. Die einen bewirtschaften ihre Felder möglichst effizient und kommen mit ihren Produkten auf einen normalen Verdienst. Die andern bauen auf ihren Flächen nichts an und kommen auf einen normalen Verdienst. Wer ist da motiviert, zu arbeiten?»

Unter Bauern ist immer wieder zu hören, dass sie lieber bezahlt werden möchten für wirkliche Leistungen, für das, was sie an Produkten verkaufen, nicht fürs Unterlassen. Gleichzeitig möchten jedoch viele nicht auf Direktzahlungen verzichten. Sie sind quasi gefangen in einer Art Landwirtschaftspark mit Einkommensgarantie.

Menoud ist fürs Ausbrechen aus dem Park und somit den Verzicht auf die Direktzahlungen – ausser bei Sömmerungsbetrieben. «Wir wollen für die Produktion entschädigt werden und nicht eine Bodenrente erhalten», sagt er. Moment, ist es denn nicht sinnvoll, die Landwirtschaft auf ökologische Produktionsweisen und Schonung von Ressourcen und Umwelt auszurichten? Nach dem Rezept: Entkoppeln der Produktion von der Landschaftspflege durch Direktzahlungen. Menoud entgegnet, das sei früher nicht falsch gewesen, aber heute müsse man das Potenzial der Landwirtschaft nutzen, um Produktion, Umwelt- und Sozialverträglichkeit miteinander zu kombinieren.

Die herrschende Politik fördere Ökologie und Sozialverträglichkeit wenig. Wenn ein Schweizer Betrieb heute durchschnittlich gut zwanzig Tiere halte und fast die Hälfte davon

immer noch angebunden sei, sei das kein Erfolg. Die Schweiz zähle weltweit zu den Ländern mit der höchsten Unterstützung für die Landwirtschaft, komme aber mit dem Strukturwandel am langsamsten voran, wie dies auch der Bericht zur Agrarpolitik 22+ festhalte. Der Rückstand etwa zur EU wachse.

Kooperationen mit Superstall

Menoud ist auf Milchwirtschaft spezialisiert, eine Schlüsselparte der Landwirtschaft, die stark unter Preisdruck ist. Er macht sozusagen in der Praxis vor, was er in der Theorie fordert: effizient wirtschaften. Zusammen mit seinem Bruder betreibt er im Val de Travers einen Grossbetrieb mit rund 300 laktierenden Kühen, der pro Jahr vier Millionen Kilo Milch an die

«Wir wollen für die Produktion entschädigt werden und nicht eine Bodenrente erhalten.»

Migros liefert. Dieser erhält mehrere hunderttausend Franken Direktzahlungen pro Jahr. Mit zunehmender Herdengrösse ergeben sich laut der Agrarforschungsanstalt Tänikon grosse Kostenvorteile, und laut Menoud hat ein Betrieb mit 300 Kühen rund einen Drittel geringere Stückkosten als der 60-Kühe-Betrieb, der heute offiziell als effiziente Grösse gilt.

Kommen da nicht Ökologie und Tierwohl zu kurz? Nein, meint er, im Gegenteil, dem Betrieb seien gute Ökologie-Kenngrössen bescheinigt worden. Das Rezept bestehe darin, dass man ein

ganzes Netzwerk von Betrieben aufgebaut habe mit einem Profi-Milchstall, einem Milch-Hub im Zentrum, der fürs Melken auf höchste Effizienz und Spitzentechnik getrimmt wurde. Angegliedert seien fünfzehn Partner, Bauern, die als Zulieferer und Dienstleister für Jungvieh, Galtkühe, Futterlieferung und anderes durchaus kleinbetrieblich arbeiten und zu einem entsprechenden Landschaftsbild beitragen könnten. Solche Kooperationen mit Superstall und Partnern brächten seiner Ansicht nach in der ganzen Schweiz grosse Margengewinne.

Menoud schwebt die Zukunft so vor: Wenn der Bund die Direktzahlungen streichen würde, lieferten die Bauern wegen der Einkommenslücke nur zu höheren Preisen an die Abnehmer. Migros und Coop seien wegen der Schweizer Kundschaft nämlich auf Schweizer Ware angewiesen. Gleichzeitig würde dies den Druck auf die Bauern erhöhen, rationeller zu werden. Das Resultat: Die Steuerzahler würden entlastet, die Konsumenten zunächst höher belastet, bis die Umstrukturierungen der Landwirtschaft Entspannung nach sich ziehe, nach dem Motto: Das wirtschaftlich Mögliche tun, um die Nachteile der Direktzahlungen zu vermeiden. Wer aber zahlt dann beispielsweise für die Biodiversität? «Die ist im Preis inbegriffen», sagt Menoud. Die Autoindustrie habe schliesslich Katalysator und Partikelfilter zur neuen Qualitätsnorm gemacht, ähnlich liessen sich Schweizer Milch und andere Ackerprodukte als umwelt- und sozialverträgliche Produkte vermarkten. Aber um das zu erreichen, müsse man zuerst den Park verlassen. ○



«Das Rad der Menschheitsgeschichte zurückdrehen»: Khashoggi als «embedded journalist» in Afghanistan, *Arab News*, 1988.

Jamal Khashoggis anderes Gesicht

Ein furchtloser Freund der Demokratie und unbeugsamer Kritiker der saudischen Diktatur, der seinen Mut mit dem Leben bezahlte – so wird der ermordete Journalist Jamal Khashoggi beschrieben. Nun mehren sich die Zweifel. Auf den Spuren des Mannes hinter dem Mythos. *Von Urs Gehrig*

Es war ein Mord, der mit nichts zu rechtfertigen ist. Immer neue grausige Details kommen ans Licht und offenbaren die bestialisches Methoden der Machthaber im Hause Saud. So ergehe es jenen, die mutig die Tyrannei des Königreichs kritisieren. «Er [Khashoggi] hat alles aufgegeben, damit er frei schreiben konnte [...] als unabhängige Stimme für die Reformen des saudischen Systems, und er wurde dafür umgebracht», schreibt der ehemalige Schachweltmeister Garri Kasparow, Vorsitzender der Human Rights Foundation. Und die NZZ schreibt stellvertretend für viele: «Der Glaube an das freie Wort wurde dem saudischen Journalisten Jamal Khashoggi zum Verhängnis.» Demokrat ohne Furcht und Tadel, mutiger Widersacher der Diktatur?

Stimmt das heroische Bild? Bei genauerer Betrachtung offenbaren sich Zweifel.

Khashoggi sei vielmehr «ein charmanter, zynischer Spieler im saudischen Machtpoker» gewesen, für den «Demokratie bestenfalls Mittel zum Zweck» war, ist Joseph Duggan

«Es war kein Geheimnis, dass er eine prominente Rolle im saudischen Geheimdienst spielte.»

überzeugt. Duggan ist ein Washington-Insider; Ronald Reagan hatte ihn einst ins Außenministerium berufen. Für George W. Bush hatte er im Weissen Haus Reden geschrieben. Duggan kannte Khashoggi persönlich. Die

beiden waren von 2009 bis 2015 Kollegen und standen auf der Payroll des saudischen Königshauses. Beide waren zuständig für die Öffentlichkeitsarbeit. Duggan für die staatliche Ölfirma Aramco, Khashoggi für die saudischen Medien.

«In keiner Weise unabhängig»

«Es war kein Geheimnis, dass Khashoggi eine prominente Rolle im saudischen Geheimdienst spielte», so Duggan auf dem Polit-Blog «Journal American Greatness». «Ebenso war allen klar, dass seine Medienarbeit in keiner Weise unabhängig war.»

Duggan erinnert sich, wie ihm Khashoggi 2015 von seinem neuen Job erzählte. Khashoggi sollte Chef des Nachrichtensenders Al-Arab

werden. Dieses neue Portal mit Sitz in Bahrain war als direkte Konkurrenz zu Al-Dschasira geplant, dem äusserst erfolgreichen, staatlich kontrollierten Satelliten-TV des saudischen Konkurrenten Katar. «Khashoggi versuchte nicht, den Anschein zu erwecken, dass Al-Arab ein unabhängiges Unternehmen sein werde», so Duggan. Ziel der Mission sei es gewesen,

Khashoggi: «Wir hofften, irgendwo einen islamischen Staat aufzubauen.»

Al-Arab als Beeinflussungsinstrument für die saudische Macht aufzubauen. Khashoggi war weder ein Demokrat noch ein unabhängiger, der objektiven Berichterstattung verpflichteter Journalist. Er war ein Propagandist im Dienst eines autoritären Regimes.

Wenig später allerdings lernte die Welt einen ganz anderen Khashoggi kennen. In Kolumnen für die *Washington Post* redete er seit Anfang 2018 Reformen das Wort. Er kritisierte das saudische Königshaus als «autoritär» und sang das Hohelied auf die Demokratie.

Was war geschehen? Hat er sich über Nacht zum progressiven Vorkämpfer für Freiheit und Demokratie aufgeschwungen? So sehr, dass er dafür als Märtyrer den ultimativen Preis dafür zahlte?

«Dies ist falsch», schreibt der britische Nahost-Kenner John R. Bradley im *American Spectator*. Es lenke davon ab, Khashoggis wahre Gesinnung und langjährige Rolle im Machtgefüge des saudischen Staats zu verstehen. «In Wirklichkeit hatte Khashoggi nie viel Sinn für westliche pluralistische Demokratie.»

Bradley hat drei Jahrzehnte eng mit Nachrichtendiensten im Westen und im arabischen Raum zusammengearbeitet. Der Autor des Buchs «Saudi Arabia Exposed – Inside a Kingdom in Crisis» kennt das Königreich von innen. Bradley ruft in Erinnerung, dass Khashoggi bereits in jungen Jahren der Muslimbruderschaft beigetreten ist, die sich «der Austreibung des westlichen Einflusses aus der



«Er war ein politischer Islamist bis zum Ende»: ermordeter Publizist Khashoggi.

islamischen Welt verschrieben hat». Khashoggis erster Schritt ins internationale Rampenlicht vollzog er in Afghanistan, wo er 1987 Osama Bin Laden interviewte. Obwohl er offiziell als Journalist unterwegs war, liess er sich waffentragend fotografieren. In einer Reportage für die saudische Tageszeitung *Arab News* vom 4. Mai 1988 präsentiert sich der damals Dreissigjährige *embedded* bei islamistischen Kämpfern stolz mit einer Panzerfaust.

«Wunderschöne Tage» mit Bin Laden

Khashoggi musste Bin Laden im Hindukusch nicht lange suchen. Die beiden waren «Freunde», schreibt Pulitzer-Preisträger Lawrence Wright, und sie hatten dieselbe Vision. «Wir hofften, irgendwo einen islamischen Staat aufzubauen», zitiert Wright Khashoggi in seinem Standardwerk «Der Tod wird euch finden», in dem er die Hintergründe der Terroranschläge von 9/11 darlegt. «Wir glaubten», so Khashoggi, «dass der erste [islamische Staat] zu einem

nächsten führen würde und dies einen Dominoeffekt auslöste, der das Rad der Menschheitsgeschichte zurückdrehen könnte.» Zurück in die Zeit also, als sich der Islam in seiner Frühphase rasant nach Westen und Osten ausdehnte.

Khashoggi kannte damals die westliche Welt bereits, die es zu erobern galt. Er hatte Anfang der achtziger Jahre an der Indiana University studiert. Zurück in Saudi-Arabien, kletterte er die Karriereleiter in der Medienwelt des Königreichs empor. «Obwohl er nicht mehr an den Treffen der Bruderschaft teilnahm, blieb er ihrer konservativen, islamistischen und oft antiwestlichen Rhetorik treu, welche er offen anwenden oder verstecken konnte, je nachdem, mit wem er sich anzufreunden gedachte», schreibt die *New York Times*.

Khashoggi kritisierte die Terroranschläge von 9/11. Die Flugzeuge hätten «auch den Islam als Glauben und die Werte der Toleranz

SPICK DIE SCHLAUE GESCHENKIDEE

MIT GRATIS FREUNDSCHAFTS-BUCH!

WWW.SPICK.CH

EMPFOHLEN VON DER Stiftung Lesen



Inside Washington

Grenzkrieg

Die USA wehren sich gegen illegale Migranten und ernten Prügel.

Sonntagnachmittag, die angeblich nur herbeigeredete Karawanen-Krise eskaliert zum offenen Konflikt an der Südgrenze der USA.

Die mexikanischen Behörden schätzten, dass rund 500 Migranten vom mexikanischen Bundesstaat Baja California aus in die USA dringen wollten. Sie kletterten «gewalttätig» und «illegal» über den Grenzzaun; die amerikanische Polizei trat ihnen mit Tränengas entgegen. Die US-Zoll- und Grenzbehörden berichteten, dass vor allem junge Männer die Ordnungshüter mit Steinen und anderen Wurfgeschossen attackierten.

Die Twitter-Welt reagierte auf diese chaotischen Szenen mit Wutausbrüchen – auf die USA. Die Popsängerin Rihanna bezeichnete die Gegenwehr sogar als «terroristisch», obschon niemand zu Tode kam.

Die frisch gewählte Kongressabgeordnete und Linksdemokratin Alexandria Ocasio-Cortez verglich die 5000 zentralamerikanischen Migranten im Sportstadion der mexikanischen Grenzstadt Tijuana sogar mit den Juden, die vor Hitlers «Endlösung» flüchteten.

«Obama-Strategie»

Brandon Judd, der Chef der nationalen Grenzschutzbehörde, erklärte dem Fernsehsender CNN indes, dass der Einsatz von Tränengas «Obama-Strategie» sei. Denn die Sicherheitskräfte des Innendepartements setzten unter Obamas Regentschaft im Schnitt einmal monatlich Tränengas ein.

Auch die Mexikaner lehnen die unerwünschten Migranten ab. Deshalb rät Präsident Trump Mexiko, die Eindringlinge nach Zentralamerika zurückzuschicken, «in Flugzeugen, in Bussen, was immer ihr wollt, aber die kommen *nicht* in die USA». Amy Holmes

und Koexistenz, die er vertritt, angegriffen». Aber er und Bin Laden blieben Brüder im Geiste. Nachdem ein US-Kommando Bin Laden 2011 in Pakistan exekutierte, trauerte Khashoggi öffentlich um seinen alten Freund. «Ich bin weinend zusammengebrochen, gebrochenen Herzens für dich», schrieb Khashoggi auf Twitter. «Du warst wunderschön und mutig in jenen wunderschönen Tagen in Afghanistan, bevor du dich von Hass und Leidenschaft lenken liessst.»

In jenen «wunderschönen Tagen» hatten die beiden die langfristige Eroberung des Westens durch den Islam vor. Zwar kritisierte er Bin Ladens terroristische Methode, doch offensichtlich teilte er nach wie vor dessen Ziel.

Obwohl als Journalist in verschiedenen Chargen tätig, war Khashoggi mehr Akteur als Betrachter des Geschehens. Er trat in den Dienst verschiedener Saudi-Prinzen und stieg rasch an die Spitze auf. Er reiste mit König Abdullah (1924–2015) durch die Welt. Er stand

«Plötzlich entdeckte er die Vorzüge der Einhaltung von Menschenrechten und selbst der Demokratie!»

Prinz al-Walid ibn Talal nahe, Enkel des Gründers der Saud-Dynastie und gemäss Wirtschaftsmagazin *Forbes* der reichste Araber. Und bei Prinz Turki, dem ehemaligen Geheimdienstchef, heuerte er als Berater an, als er Botschafter in London und Washington war.

Schreibverbot in Saudi-Arabien

2015 begannen Khashoggis Aktien rasch zu sinken: Salman Ibn Abd al-Asis bestieg den Thron, kürte seinen Sohn Mohammed bin Salman zum Kronprinzen und stattete ihn mit wachsender Macht aus.

Eben war Khashoggi noch inoffizieller Sprecher der Königsfamilie, nun verbot man ihm die Feder. Ende 2017 liess Kronprinz Mohammed bin Salman Khashoggis Patron Prinz al-Walid und andere mächtige Häupter des Königsreiches im «Ritz-Carlton» in Riad wegen Korruptionsverdachts festhalten.

Khashoggi verliess Saudi-Arabien in Richtung Amerika, wo er mit offenen Armen empfangen wurde. Die *Washington Post* stellte die saudi-arabische Celebrity als Kolumnisten an. Bald liess Khashoggi seinem Groll gegen die neuen Mächtigen im Haus Saud freien Lauf. «In den USA erfand er [Khashoggi] sich neu, als Kritiker», schreibt die *New York Times*. «Nun, da seine Fraktion der Königsfamilie die Macht verloren hatte, setzte bei Khashoggi plötzlich eine Erleuchtung ein», so Bradley. «Er entdeckte die Vorzüge der Einhaltung von Menschenrechten und selbst der Demokratie!»

In der *Washington Post* setzte Khashoggi zu einer hartnäckigen Kampagne gegen den Kronprinzen an und forderte ihn zu Reformen

auf. In mancher Hinsicht tat Mohammed bin Salman genau das: Er stellte sich auf die Seite Israels gegen den Iran, so dass einige Medien von einer kleinen Revolution sprachen. Er band die religiöse Polizei zurück, und Frauen wurde das Autofahren erlaubt. Zwar quittierte Khashoggi dies mit lauwarmer Anerkennung, kritisierte aber im gleichen Atemzug die «autoritäre Art», mit der der Prinz sein Amt ausübte – als ob seine ehemaligen saudischen Herren, denen er Jahre lang gedient hatte, je anders agiert hätten.

Nach Khashoggis grausigem Tod räumt man Khashoggis Attacken gegen das Königshaus einen prominenten Platz ein. Man attestiert dem Mann, dass er vom Saulus zum Paulus wurde. «Er bewunderte Bin Laden, war ein Islamist und wandelte sich zum überzeugten Demokraten», schreibt die *NZZ*. Tatsächlich?

Nähe zu Erdogan

Taten sprechen mehr als Worte. Als sich Khashoggi an seinem Todestag, am 2. Oktober, vor dem saudischen Konsulat in Istanbul von seiner Verlobten verabschiedete, gab er ihr eine Telefonnummer, die sie wählen sollte, falls er nicht wieder aus dem Konsulat zurückkehren sollte. Es war die Nummer von Yasin Aktay – einem ehemaligen Parlamentarier der Türkischen Regierungspartei AKP, des türkischen Zweigs der Muslimbruderschaft. Khashoggis engster Freund und Vertrauensmann ist ein Berater von Präsident Erdogan. Und dieser schert sich um die von Khashoggi gepriesene Pressefreiheit bekanntlich keinen Deut. Mindestens 150 Journalisten sitzen in türkischen Gefängnissen ein, mehr als in irgendeinem anderen Land. Khashoggi hat Erdogan deswegen nie ernsthaft kritisiert.

Hat sich die westliche Welt von Khashoggi und seinem Plädoyer für Freiheit und Demokratie blenden lassen? Bradley ist überzeugt davon. «Er war ein politischer Islamist bis zum Ende. Jüngst pries er die Muslimbruderschaft in der *Washington Post*. Er unterstützte die «moderate» islamistische Opposition in Syrien, deren Verbrechen gegen die Menschlichkeit klar dokumentiert sind. Khashoggi verzuckerte seine islamistischen Überzeugungen mit Verweisen auf Freiheit und Demokratie. Aber er kaschierte, dass er einen Aufschwung der Muslimbruderschaft im ganzen Nahen Ostens favorisierte.»

Die Muslimbruderschaft steht im Widerspruch zur wahhabitischen Bewegung in Saudi-Arabien, die Khashoggi immer wieder kritisierte, was ihm den Nimbus eines mutigen Kritikers einbrachte. Letztlich aber verfolgen beide über verschiedene Wege dasselbe Ziel: eine islamistische Theokratie. Khashoggi und seine Gesinnungsgenossen glauben an die Einführung der Scharia, des islamischen Rechts, durch die Beteiligung am demokratischen Prozess. ○

Zu allen Abos* schenken wir Ihnen eine **Autobahn-Vignette 2019!**

* ausser Kennenlernabos



«Eine Investition in Wissen bringt noch immer die besten Zinsen.»

Benjamin Franklin

Gewinnen Sie eine von fünf «Maurice Lacroix»-Uhren!



Sparen Sie bis zu **45 %!***



Sparen Sie bis zu **34 %!***



Sparen Sie bis zu **63 %!****



Sparen Sie bis zu **49 %!***



Sparen Sie bis zu **44 %!***

Bilanz
Seit 40 Jahren das führende Schweizer Wirtschafts- und Finanzmagazin mit fundierten Recherchen, Tipps zu Geldanlagen und Karriere sowie Ratings zu Branding, Vermögen, Fonds und mehr.

Schweizer Versicherung
Die «Schweizer Versicherung» begleitet seit 30 Jahren die Versicherungswirtschaft. Regelmässig liefert sie umfassende Hintergrundberichte zur Assekuranz, Vorsorge und Anlage.

Finanz und Wirtschaft
Berichte, Trends und Analysen – die grösste Schweizer Wirtschaftsredaktion liefert Entscheidungshilfen für private und institutionelle Anleger, 2x pro Woche und jederzeit online.

Die Weltwoche
Jede Woche hochkarätige Beiträge zu den brisanten Wirtschaftsthemen, die uns, die Schweiz und die Welt bewegen. «Weltwoche» – die andere Sicht.

Handelszeitung
Die führende Schweizer Wochenzeitung für Wirtschaft. Seit 1861 analysiert und kommentiert die «Handelszeitung» das Wirtschaftsgeschehen der Schweiz.

Auch mit dem Kennenlernabo erhalten Sie vollen Zugriff auf das umfangreiche Digital-Angebot auf www.fuw.ch.

MAURICE LACROIX
Manufacture Horlogère Suisse



Gewinnen Sie eine von fünf «Maurice Lacroix»-Uhren im Wert von Fr. 12 860.–!

- 1. PREIS:**
Masterpiece AIKON Skeleton im Wert von Fr. 5600.–
- 2. + 3. PREIS:**
Je eine AIKON Chrono Automatic im Wert von Fr. 2690.–
- 4. + 5. PREIS:**
Je eine AIKON Ladies Quarz im Wert von Fr. 940.–

Teilnahmebedingungen: Jeder Bestelltalon nimmt an der Verlosung teil. Die Teilnahme ist unabhängig von einer Bestellung. Nur Wettbewerbsteilnahme auch kostenlos unter www.abo24.ch. Unfrankierte oder ungenügend frankierte Einsendungen werden von der Teilnahme ausgeschlossen. Teilnahmeberechtigt sind in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein wohnhafte Personen. Das Mindestalter für die Teilnahme ist 18 Jahre. Die Daten der Teilnehmer werden vertraulich behandelt. Die Teilnehmer erklären sich damit einverstanden, dass ihre Kontaktdaten von ShareMedia GmbH und deren Partnern zu Werbe- und Marketingzwecken verwendet werden können. Teilnehmer können dies durch eine Mitteilung an ShareMedia GmbH verhindern oder stoppen. Die Gewinner werden schriftlich informiert. Der Preis kann nicht übertragen und nicht in bar ausbezahlt werden. Über den Wettbewerb und die Verlosung wird keine Korrespondenz geführt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Teilnahmeschluss ist der 10.1.2019.

Immer up to date dank renommierten Wirtschafts- und Finanzinfos!

Ihr Gewinn- & Bestellcoupon

Einsendeschluss:
10.1.2019

Ja, ich bestelle folgendes Abo und nehme gleichzeitig an der Uhren-Verlosung teil.

Zu jedem Abo (ausser bei Kennenlernabos) erhalte ich eine Autobahn-Vignette geschenkt.
(Bitte gewünschtes Abo ankreuzen)

Bilanz

- Kennenlernabo** (6 Ausgaben) **Fr. 59.–** statt Fr. 109.–*
 Jahresabo (12 Ausgaben) **Fr. 169.–** statt Fr. 198.–*
 Geschenk: **Autobahn-Vignette 2019!**

Schweizer Versicherung

- Kennenlernabo** (10 Ausgaben) **Fr. 76.–** statt Fr. 116.–*
 2-Jahresabo (20 Ausgaben) **Fr. 149.–** statt Fr. 209.–*
 Geschenk: **Autobahn-Vignette 2019!**

Finanz und Wirtschaft

- Kennenlernabo** (24 Ausgaben) **Fr. 54.–** statt Fr. 149.–*
 Digital-Jahresabo (12 Monate) **Fr. 252.–** statt Fr. 336.–*
 Geschenk: **Autobahn-Vignette 2019!**

Die Weltwoche

- Kennenlernabo** (5 Ausgaben) **Fr. 25.–** statt Fr. 42.50**
 Halbjahresabo (25 Ausgaben) **Fr. 99.–** statt Fr. 195.–*
 Geschenk: **Autobahn-Vignette 2019!**

Handelszeitung

- Kennenlernabo** (25 Ausgaben) **Fr. 79.–** statt Fr. 142.–*
 Jahresabo (50 Ausgaben) **Fr. 199.–** statt Fr. 264.–*
 Geschenk: **Autobahn-Vignette 2019!**

Ihre Adresse:

WW

Vorname _____

Name _____

Firma _____

Strasse/Nr. _____

PLZ/Ort _____

Telefon _____

E-Mail _____

Angebote gültig für Neuabonnierende in der Schweiz bis 10.1.2019 (Preise inkl. MwSt. und Versandkostenanteil). Die Vignette 2019 wird nach Zahlungseingang geliefert. Ab 31.1.2019 erhalten Sie eine gleichwertige Alternative.
 Ich möchte nur an der Verlosung teilnehmen.

Einsenden an: **Lieblingsabo, Leserservice, Postfach, 8099 Zürich**
 Noch schneller geht's online: www.probelesen.ch

* maximale Ersparnis im Vergleich zum normalen Abopreis ** maximale Ersparnis im Vergleich zum Einzelverkaufspreis



Retter aus dem Abgrund

In Österreich ist seit bald einem Jahr eine neue Regierung am Werk. Mittendrin und prägend: die Aufregerpartei FPÖ. Ihr Chef ist Vizekanzler Heinz-Christian Strache, fast so umstritten wie einst Jörg Haider, der James Dean der österreichischen Nachkriegspolitik. *Von Roger Köppel*

Und wieder treffen wir einen angeblichen Finsterling, einen Leibhaftigen des Medienmainstreams. «Populist», «Rechter», «Rechts-extremer» lauten gängige Begriffe. Mal sehen, ob das stimmt.

Treffpunkt ist die Wiener Innenstadt, verwinkelte Gassen, prächtige imperiale Architektur. Der Bösewicht empfängt uns freundlich lächelnd. Österreichs Vizekanzler und Minister für öffentlichen Dienst und Sport, Chef von über 100000 österreichischen Beamten, Heinz-Christian Strache, zeigt uns sein Büro, wobei Büro hier das falsche Wort ist.

Es ist eher ein Palast, ein Palais, gewaltige Raumhöhen, ein Sitzungszimmer wie eine kleinere Turnhalle, überall Gemälde der habsburgischen Kaiserfamilie, Marmor, goldene Verzierungen, Stuckaturen, Spiegel und grossartige, wandfüllende Gemälde, eher ein Museum als ein Ministerium.

Am meisten gefällt dem Hausherrn ein kleines, unscheinbares Bild, fast eine Briefmarke im Vergleich mit den Kolossalgemälden. Es zeigt einen wackeren Reiter, eine Mischung aus Kurier und Postbote. «Es ist ein Sujet aus der 1848er Revolution», erklärt Strache, «das sind die Wurzeln meiner Partei, Aufstand gegen die Monarchie, Vaterlandsliebe und bürgerliche Freiheit.»

Scheidung, Internat, Blödsinn

Wir fangen am Anfang an. Heinz-Christian Strache, Jahrgang 1969, beginnt zu erzählen: «Meine Mutter hat's nicht leicht gehabt. Als ich drei Jahre alt war, gab es eine Scheidung. Als ich sechs war, musste ich, weil die Mutter arbeitete, in ein katholisches Wiener Internat, sehr streng. Das löste für mich damals Unverständnis aus, erst später Verständnis und Dankbarkeit.»

Er sei als Schüler ein Rebell gewesen, sagt Strache, die Ungerechtigkeiten des Schullebens hätten ihn früh in die Politik getrieben. Er wurde Klassensprecher, wirkte bei der Schülerzeitung mit. Nach acht Jahren Internat hätte es auf ein militärisches Realgymnasium gehen sollen, aber Strache streikte, stieg aus. Er habe den schwierigeren Weg gewählt, sagt er, Lehre als Zahntechniker plus Abendschule: «Ich wollte frei sein, Geld verdienen, Versäumtes nachholen.»

Versäumtes: Da gehören auch jene Bilder und Episoden dazu, die ihm bis heute um die Ohren geschlagen werden. Teenager Strache nahm in einer Mittelschüler-Verbindung an Paintball-Schiessereien im Wald teil, Abenteuerzeugs für Minderjährige. Die Medien



«Die Leute wissen, wer das Original ist»: FPÖ-Chef Strache.

machten einen Skandal daraus, sprachen von Sympathien für die ultrarechte Szene.

Strache winkt ab. Er sei damals, als vaterlos aufgewachsener Junge, ein «Suchender» gewesen. «Ich war auch bei den Sozialisten oder bei der Jungen Volkspartei. Man schaut etwas an und merkt, was einem passt, was nicht.» Den Jungen aber sage er heute, wenn er entsprechende Reden halte: «Macht nicht jeden Blödsinn, den ich gemacht habe.»

Supernova Haider

Auf der anderen Seite: Es sei in einem Land wie Österreich halt schwierig, einen gesunden Patriotismus zu leben. Man gerate sofort unter Verdacht. «Natürlich hat es Nazi-Mitläufer in der FPÖ gegeben nach dem letzten Weltkrieg, die gab es aber auch bei den Sozialdemokraten.» Antisemitismus, antidemokratisches Denken

habe bei den Freiheitlichen keinen Platz, und das sei der entscheidende Punkt.

Die Faszination für die Politik, sie hatte für den jungen Strache einen Namen: Dr. Jörg Haider, Jurist mit glänzendem Abschluss, freiheitlicher Parteichef. Der Kärntner Politzauberer mit dem Aussehen eines Hollywoodstars, berufsjungendlich, immer braungebrannt und blitzgescheit, elegant, verschmitztes Siegerlächeln, genialisch, aber auch von manischen Schüben und Sprüngen geplagt bis hin zu seinem frühen Tod vor zehn Jahren: Haider war damals, Ende der achtziger Jahre, auch für Strache die Attraktion, der grosse Magnet der Politik.

«Haider, das war die Hoffnung, dass man gegen die jahrzehntelange Zweiparteienherrschaft, gegen diesen allmächtigen, erdrückenden rot-schwarzen Filz, gegen

diesen Posten- und Privilegienschacher zwischen den Christdemokraten und der Sozialdemokratie etwas machen konnte. Haider war der Eisbrecher.»

Straches Mentoren aber waren Leute aus Wien, lokale FPÖ-Grössen, Politiker, «die mit dem Florett und nicht mit Haiders Zweihänder fochten». Er sei übrigens keine Erfindung der Kärntner Überfigur gewesen, betont Strache, sondern unabhängig geblieben mit einer eigenen schnell wachsenden Basis und frühen Erfolgen: jüngster Bezirksrat mit 21, jüngster Landtagsabgeordneter mit 26.

In der Fieberkurve nach oben und unten

Die neunziger Jahre wurden dann zu einer der fiebrigsten, interessantesten und turbulentesten Perioden der österreichischen Politik. Die FPÖ eilte unter Haider von Wahlerfolg zu Wahlerfolg, der Druck im Kessel stieg.

Der nimmermüde Provokateur Haider geriet mit Skandalsprüchen unter Beschuss («Hitlers ordentliche Beschäftigungspolitik»), doch der Menschenfänger brachte schlussendlich das Kunststück fertig, die FPÖ im Jahr 2000 zur zweitstärksten Kraft im Land zu machen und zusammen mit der ÖVP, die nur den dritten Platz erreichte, erstmals in die Regierung zu führen.

Der Triumph der Haider-FPÖ löste einen internationalen Shitstorm aus. Es gab sogar Boykottandrohungen der Europäischen Union, die Alpenrepublik wurde zum Paria-Staat erklärt. HaiderstolziedamalsdurchdieFernsehtalkshows, ein Mann am Gipfel seiner Eloquenz, voller Testosteron, König der Diskussionsrunden, doch aus unerfindlichen Gründen war der Wahldominator nicht bereit, einen Ministerposten in der neuen Regierung zu übernehmen.

«Haider hatte enorme Qualitäten», sagt Strache heute, dass er damals kniff, sei allerdings ein Riesenfehler gewesen: «Er war zu sprunghaft, Menschenkenntnis gehörte nicht zu seinen Stärken; er liess auch zu, dass das Profil der FPÖ in der damaligen Regierung nicht erkennbar wurde.»

Auf den Aufstieg folgte der jähe Absturz. Ein Romanstoff. Am Höhepunkt gab Haider den Parteivorsitz ab, zog sich zurück nach Kärnten, blieb aber Heckenschütze gegen die eigene Regierung. Es kam zu Turbulenzen, Führungswirren, Ministerrücktritten. In den Neuwahlen stürzte die Ikarus-FPÖ wie auf Koks von 27 auf unter 11 Prozent ab. Haider wollte wieder zurück an die Spitze, dann doch wieder nicht, schliesslich spaltete er sich mit einer eigenen Partei ab. Die FPÖ sackte auf 3 Prozent.

«Es war ein Nahtoderlebnis», berichtet Strache, «wir standen vor einem Trümmerhaufen. Plötzlich tauchten auch noch Millionenschulden auf. Niemand wollte die Führung übernehmen.» Er war der Einzige, der hinstand, den Vorsitz packte und durchs Land tourte, um die Leute davon zu überzeu-

gen, warum es die FPÖ noch brauchte und warum man die früheren Wähler nicht im Stich lassen dürfe. Man schrieb das Jahr 2005.

Haider rieb sich derweil mit einer Art Doppelleben auf der Überholspur auf. Nach aussen gab er den Familienvater. Hinter den Kulissen war er mit seinen jungen Begleitern, der «Buberlpartie», ausgiebig im Nachtleben unterwegs. Euphorie und Depression wechselten sich ab, seltsame Reisen zu den arabischen Diktatoren Saddam und Gaddafi. Dass er in der Nacht vom 10. auf den 11. Oktober 2008 nach einem intensiven Abend mit einem Wodka-Flash im Hirn und übersetzter Geschwindigkeit im Auto gegen eine Betonmauer prallte, war der tragische Schlusspunkt hinter dieses ausserordentliche Lebens eines Hochbegabten. Haider starb mit 58, immer noch jung und blendend aussehend, ein James Dean der österreichischen Politik.

Strache zog die Lehren: nie mehr One-Man-Show. Kein Zickzack, kein Genie, aber auch kein Wahnsinn mehr, dafür ein Team solider Leute und ein verbindliches Programm. Man hat dem Unterschätzten, einem exzellenten Schachspieler ohne Doktor- oder Adelstitel, kaum je die Anerkennung dafür gegeben, wie er die FPÖ aus dem Sumpf hievte, zusammenflickte und wieder erfolgreich machte, kontinuierlich, Schritt für Schritt.

Sie mussten Strache kopieren

Vor bald einem Jahr zog die Partei mit einem Glanzresultat fast wie zu Haiders besten Zeiten wieder in die Regierung ein, bis jetzt ohne Skandale und Fieberkurven. Der Nachweis der Regierungstauglichkeit scheint erbracht. Zumindest sehen das gemäss Umfragen viele Österreicher so. Strache ist der Retter jener Partei, die Haider gross und um ein Haar kaputt gemacht hatte.

«Unsere grösste Errungenschaft ist die Themenführung», sagt Strache: «Früher bekämpfte die ÖVP alles, was von uns kam. Heute muss sie zugeben, dass wir in der Opposition recht hatten. Würden sie uns nicht kopieren, wären die Christdemokraten vielleicht von der Bühne verschwunden.» Seine Rolle sei die des «väterlichen Aufpassers». Er Sorge dafür, dass die Handschrift seiner Partei in der Regierung erkennbar und der Partner auf Kurs bleibe.



Druck im Kessel: Polit-Zauberer Haider.

Ob es gelingt? Jungkanzler Sebastian Kurz, ein faszinierender Überflieger irgendwo zwischen Macron und Haider, stellt sich geschickt ins Rampenlicht, seinen Vize Strache gelegentlich verdrängend. Es stimmt, dass er sich die FPÖ-Positionen eher angeschminkt als sie verinnerlicht hat, doch in der Politik zählt oft nur der äussere Eindruck.

Strache gibt sich selbstbewusst: Die Zusammenarbeit laufe sehr gut, sei von Ehrlichkeit und Wertschätzung auf Augenhöhe geprägt.

Nie mehr One-Man-Show. Kein Zickzack, kein Genie, aber auch kein Wahnsinn mehr.

Wenn es ein Problem gebe, spreche man direkt: «Die Leute wissen, wer das Original ist», ergänzt der Vizekanzler und verweist auf die jüngsten Umfragen, die seiner Partei ein stabiles Standing bei den Wählern bescheinigen.

Vortritt für den Überflieger

Strache ist noch keine fünfzig. Trotzdem musste er dem Jüngeren, der bei der FPÖ abkuppert, den Vortritt lassen. Deswegen habe er allerdings kein Ego-Problem, beteuert der Vizekanzler: «Wenn man innerhalb von 13 Jahren von 3 auf wieder 26 Prozent kommt, dann geht's um Inhalte, nicht um Pöstchen.» Er mache das nicht für sich, sondern «für unsere Kinder.»

Die Migration sei für ihn schon lange das ganz grosse Thema und damit die Frage, wie man angesichts einer weltweiten Völkerwanderung die eigene Identität bewahren könne. Er wolle für Österreich keine Zustände wie im Kosovo, wo es vor wenigen Jahrzehnten noch eine christliche serbische Mehrheit gegeben habe und heute die Muslime den Ton angeben.

Weitere wichtige Themen: Mehr direkte Demokratie wie in der Schweiz und auch die Neutralität sei ein wichtiger Pfeiler der österreichischen Politik geworden, zwar erst seit 1955, aber hier sei für ihn ebenfalls das Schweizer Vorbild wichtig.

Seine grösste Freude? «Die FPÖ beweist nach dem Debakel von 2000, dass sie regierungsfähig ist, dass es eine andere Politik ausser rotschwarz geben kann.» Zweitens: Österreich habe als kleines Land mutige Entscheidungen getroffen und ein Umdenken in Europa ausgelöst: «Grenzschutz, Kopftuchverbot, Ausweisung Krimineller, Steuerentlastung, Verhinderung dieses Migrationspakts: Das alles passiert heute und meine Partei spielte eine wichtige Rolle.»

Die grösste Gefahr? Wenn sich die FPÖ in der Regierung untreu werde, sagt Strache. Inhalte zählen, die Personen seien austauschbar. Haider sei eine der ganz grossen Figuren der österreichischen Politik gewesen, aber er habe die Sandburg, die er aufgebaut habe, wie ein Kind auch wieder zerschlagen: «Nach mir die Sintflut». Das dürfe es nie mehr geben. ○

Mehr Zeit für den ganzen

Zusammenhang.



Der Sonntag beginnt schon am Samstag.

Samstags im Briefkasten. Samstag & Sonntag am Kiosk. Sonntags digitales Update.
Abo unter schweizamwochenende.ch oder Tel. 058 200 55 05.

Amerika und seine Richter

Von Hansrudolf Kamer — In Amerika funktioniert das Rechtswesen politisch. Formell sind die Gerichte unabhängig, doch praktisch sind sie seit langem von der Parteipolitik geprägt – Ideal und Wirklichkeit.



Zu den frohen Illusionen, die Amerika jeweils am Thanksgiving-Wochenende zelebriert, gehört die Dreifaltigkeit: Exekutive, Legislative und Judikative. Ihre Befugnisse

sind in der Verfassung aufgezeichnet, unabhängig voneinander, Gewaltenteilung, alles in bester Ordnung. Doch dann kommt ein Präsident Trump und stellt die Autonomie der dritten Gewalt in Frage.

Ausgelöst hat den neusten Wirbel ein Kadi am Bundesdistrikt-Gericht für Nordkalifornien in San Francisco, der eine einstweilige Verfügung gegen eine neue Anordnung Trumps im Asylwesen erliess. Der Präsident will Asylanträge nur noch zulassen, wenn sie an legalen Einreise-Checkpoints eingereicht werden.

Das Ziel ist die Eindämmung der illegalen Einwanderung, eines von Trumps wichtigsten Wahlversprechen. Richter haben ihm mehrmals einen Knebel zwischen die Beine geworfen – der Oberste Gerichtshof hat mit einer Ausnahme alle diese Einsprachen wieder aufgehoben.

Linksliberale Aktivisten

Der Richter stellte in seinem jüngsten Urteil fest, auch ein Präsident könne nicht die Einwanderungsgesetze umschreiben und einen Asylantrag an eine neue Bedingung knüpfen. Was auf den ersten Blick sauber argumentiert wirkt, ist nun Gegenstand weiterer Verfahren.

Trump antwortete prompt mit der Bemerkung, das Urteil sei eine Schande. Jedermann wisse, dass man einen solchen Fall nur beim 9. Bezirk einreichen müsse, um ihn sicher zu gewinnen. Das sei ein Obama-Richter gewesen. Hier müsse man etwas unternehmen.

Es war jedenfalls eine Attacke auf die Idee, dass die Legitimität der Richter den parteipolitischen Ursprung ihrer Nominierung übersteigt. Doch die Geschichte zeigt, dass konservative Präsidenten Kandidaten vorschlagen, die eine Philosophie richterlicher Zurückhaltung vertreten, während linksliberale eher Aktivisten bringen, die das Gesetz expansiv interpretieren, «weiterentwickeln», von einer «lebendigen Verfassung» ausgehen.

Amerikas Oberster Richter fühlte sich durch Trump herausgefordert. Auf die Anfrage eines Journalisten antwortete Chief Justice John Roberts: «Wir haben keine Obama-Richter oder Trump-Richter, Bush-Richter oder Clinton-Richter. Was wir haben, ist eine ausserordentliche Gruppe von pflichtbewussten Richtern, die ihr Bestes geben, um für alle vor Gericht gleiches Recht zu sprechen. Diese unabhängige Judikative ist etwas, wofür wir alle dankbar sein sollten.»

Auf diesen Thanksgiving-Exkurs hin liess Trump einen Tweet vom Stapel: «Sorry Chief Justice, aber es gibt in der Tat Obama-Richter, und diese haben ganze andere Ansichten als jene, die mit der Sicherheit unseres Landes beauftragt sind.»

In der Tat sind die Gerichte des «Nuttu Ninth» das Forum der Wahl für linksradikale Asylgruppen. «Judge shopping» ist eine bewährte Praxis, die sich nicht nur auf die Einwanderungspolitik beschränkt. Es ist eine Eigenart, die das amerikanische Rechtswesen seit Jahren prägt. Der Gutinformierte weiss, wo er sein Recht erhält.

Amerika ist in zwölf Bezirke («circuits») gegliedert, die jeweils ein Bundesappellationsgericht umfassen und die ihrerseits in Distrikte aufgeteilt sind. Die District Courts sind Gerichte des Bundes mit allgemeiner Gerichts-

barkeit in erster Instanz. Daneben gibt es Bundesgerichte, die für Sachfragen zuständig sind. Alle Bundesrichter werden auf Lebenszeit vom jeweiligen Präsidenten ernannt und müssen vom Senat betätigt werden.

Der 9. Bezirk ist bekannt für seine «liberale Einwanderungspolitik». Von 2010 bis 2015 wurden 79 Prozent seiner Urteile vom Supreme Court in Washington wieder umgestossen. Er hat 116 Richter auf Distriktebene, die von demokratischen Präsidenten ernannt wurden, gegen 33 von Republikanern nominierte. Nur ein Bezirk, der 6. von Washington, D. C., hat eine höhere Annullationsquote.

Rituelle Heuchelei

Die amerikanische Justiz ist ganz offen politisiert. Chuck Schumer, der demokratische Minoritätsführer im Senat, brachte es mit einem Tweet unfreiwillig auf den Punkt. Er sei selten mit dem Chief Justice einer Meinung, vor allem bei dessen parteiischen Urteilen. Aber er sei dankbar dafür, dass Roberts – fast allein unter den Republikanern – gegen Präsident Trump aufgestanden und für eine unabhängige Judikative eingetreten sei. Unabhängig und gut ist, was der eigenen Parteilinie entspricht, alles andere ist parteiisch.

Fazit: Fast jeder Amerikaner weiss, dass Trump in diesem Fall recht hat. Er müsste es aber nicht unbedingt aussprechen, besonders nicht an Feiertagen. Ohne ein gewisses Mass an Hypokrisie ist Politik auch in Amerika nicht geniessbar. Sie ist gewissermassen das Schmiermittel für den friedlichen Ablauf des Geschehens. Trumps Fehler ist nur, dass er – wie es Holman Jenkins im *Wall Street Journal* prägnant feststellt – die erwarteten Heucheleien nicht zu ritualisieren versteht.



«Sorry Chief Justice»: Präsident Trump.

Der erste Gutmensch

Unter Präsident Macron, der die Revolution beenden will, kehrt der Geist von Maximilien de Robespierre in die aktuelle französische Politik zurück. Die schillernde Figur der Terreur elektrisiert Linke wie Rechte. Aber war er ein «Christus der Demokratie», wie Historiker Marcel Gauchet meint? Von Jürg Altwegg

Um dem Terror, mit dem er die Tugend durchsetzen wollte, ein Ende zu bereiten, musste er selber sterben: Am 28. Juli 1794 stieg Maximilien de Robespierre aufs Schafott. Er hatte längst geahnt, was ihn erwarten würde: «Ich weiss um mein Schicksal», sagte er 1791. Zwei Jahre später, nach der Ermordung Jean Paul Marats in dessen Badewanne: «Die Ehren des Dolchs sind auch für mich bestimmt.» Ein «vorzeitiges Ende», hatte Robespierre in einem Text über Rousseau geschrieben, ist der Preis, den ein «Mann der Tugend» zu bezahlen hat: «Die Guten und die Bösen verschwinden von dieser Erde. Aber unter unterschiedlichen Umständen.» Der gewaltsame, der grausame Tod war den Guten und den Besten vorbehalten, das war Robespierres Überzeugung.

Frankreichs Linke zelebriert die Revolution als ihre eigene Geburtsstunde. Marxistische Historiker bestimmten ihre Geschichtsschreibung: Der linke «Katechismus» zog eine direkte Linie von Robespierre zu Lenin, von 1789 zu 1917. Die «bürgerliche» Revolution der Franzosen war ein Vorspiel zur wahren – proletarischen – Oktoberrevolution. Der Terror wurde verniedlicht. Das änderte sich erst mit der antitotalitären Aufklärung und dem Niedergang des Kommunismus: Robespierre, der Fanatiker der Gleichheit, galt seither als geistiger Vater aller mörderischen Diktatoren.

Schrecken einer Welt ohne Gott

Die Rechte, die den Bruch mit der Kirche und den Mord am Monarchen nicht akzeptieren konnte, hielt es ebenso ausschliesslich mit



der Gegenrevolution. Lange war es ihr erklärtes Ziel, die Revolution rückgängig zu machen. Noch immer gibt es in Frankreich nostalgische Royalisten wie den Politiker Philippe de Villiers, denen die Rückkehr zur Monarchie vorschwebt. Am spektakulärsten verkörpert die Action française den Geist der Gegenrevolution. Er führte zu Vichy und Pétain. Konterrevolutionäre Kreise hatten gezielt auf die Niederlage gegen die Deutschen gesetzt, um mit der Volksfrontregierung der Sozialisten und Kommunisten und dem Juden Léon Blum an ihrer Spitze aufzuräumen. Die «nationale Revolution» des französischen Faschismus war eine Reaktion auf 1789. Für die Rechte verkörperte Robespierre den Schrecken einer Welt ohne Gott.

Mehr als zweihundert Jahre nach seinem Tod erscheint eine Biografie, die ein neues Licht auf den Revolutionär wirft: «Robespierre: L'homme qui nous divise le plus» – Robespierre: der Mensch, der uns am stärksten spaltet. Ihr Autor ist der Historiker Marcel Gauchet, einer der einflussreichsten französischen Intellektuellen und Herausgeber der Zeitschrift *Le débat*. Gauchet unternimmt den Versuch einer grossangelegten, weit ausholenden Synthese und politischen Standortbestimmung für die Gegenwart. Wie kein anderer ihrer Protagonisten verkörpert Robespierre beide Aspekte der Revolution: die Hoffnung auf Freiheit und Gleichheit mit dem Versprechen der Menschenrechte – aber auch die politische Sackgasse, aus der sie keinen Ausweg fand und die in den Terror der Schreckensherrschaft mündete. In seiner Ausweitung auf unsere Aktualität wagt Gauchet einen spektakulären Vergleich: Er stilisiert Robespierre zum Erfinder und «Vater des Populismus». Er begründet dies mit «Idealisierung des Volkes», als dessen «narzisstische Inkarnation» sich dieser sich fühlte.

«Robespierre idealisierte das Volk, in dem er ein politisches Prinzip – die Souveränität des Volkes – mit einem moralischen – dem Gebot der Tugend – verknüpfte», schreibt Gauchet. Robespierre verehrte Rousseau, als Zwanzigjähriger pilgerte er zu dessen Sterbebett. Der Philosoph hatte die Idee von der natürlichen Gleichheit aller Menschen in die Welt gesetzt. Mit dem Begriff der Tugend meinte Rousseau

die Unterordnung der Einzelinteressen unter das Gemeinwohl.

Auf den «citoyen de Genève» bezieht sich Robespierre in vielen Reden und Schriften. Die Revolution sollte eine Gesellschaft nach Rousseaus Werk «Du contrat social» (Vom «Gesellschaftsvertrag») hervorbringen. «Niemand hat uns eine präzisere Auffassung vom Volk vermittelt als Rousseau, denn niemand hat es so geliebt wie er», erklärte Robespierre 1792 in seiner Rede an die Jakobiner.

Maximilien de Robespierres Mutter starb, als er sechs Jahre alt war. Der Vater verliess die Familie – seine irischen Vorfahren waren aus religiösen Gründen in die nordfranzösische Stadt Arras gezogen. Robespierre bekam ein Stipendium, das ihm den Besuch des Pariser Elitegymnasiums Louis le Grand ermöglichte. An der Universität hielt er bei einem Besuch des Königs die Begrüssungsrede. In einem berühmten Prozess verteidigte der «Anwalt der Armen» einen Angeklagten, der einen Blitzableiter installiert hatte, als Mann des Fortschritts. Weil er die Todesstrafe hätte aussprechen müssen, trat er als Richter an einem bischöflichen Gericht zurück. Robespierre war ein brillanter Intellektueller der Aufklärung. In den Generalständen vertrat er den dritten Stand seiner Heimatstadt.

Monarch als Verräter

Auf seine Initiative ging die Verleihung der Bürgerrechte an die Juden zurück. Er forderte die Befreiung der Sklaven. Er kämpfte gegen die Todesstrafe, das Zölibat und für die Presse- wie die Meinungsfreiheit. Er wollte das allgemeine Wahlrecht und die Beschränkung der Amtszeiten, an die sich «der Unbestechliche» selber hielt. Die Abschaffung der Monarchie stand nicht auf seinem Programm. Nur die Macht des Königs wollte er einschränken und ihm die Befugnis entziehen, die Nation in einen Krieg zu führen. Er änderte seine Meinung, als Ludwig XVI. versuchte, das Land zu verlassen, um

mit den Armeen der europäischen Königshäuser die Revolution zu bekämpfen. Mit seiner Flucht nach Varennes hatte sich der Monarch als Verräter erwiesen. Auf dem Thron, so predigte Robespierre, müsse die «heilige Gleichheit» den toten König ersetzen.

Im Frühjahr 1793 wird der Wohlfahrtsausschuss eingesetzt, mit ihm beginnt die Diktatur Robespierres. Marcel Gauchet erklärt die



Der Gutmensch

Um ein oft gebrauchtes Wort gegen allfällige Missverständnisse zu definieren: Gutmenschen sind keine guten Menschen, die Gutes tun. Nichts gegen sie. Gutmenschen sind Menschen, die vor allem gut scheinen wollen. Sie reden von Moral oder Gott und meinen sich selbst. Der Gutmensch hält sich für eine überlegene Gattung. Er stellt sich moralisch über andere. Maximilien de Robespierre (1758–1794) schickte Leute unter die Guillotine, die nicht seinem Tugendideal entsprachen. Er ist der Archetyp des modernen, extremen, fürchterlichen Gutmenschentums. (WW)



Fanatiker der Gleichheit: Maximilien de Robespierre (1758–1794).

Schreckensherrschaft mit der Bedrohung der Revolution: «Nach der Hinrichtung des Königs müssen die Revolutionäre die jahrhundertalte Monarchie ersetzen und das Land gegen die fremden Armeen wie die Feinde im Innern verteidigen. Diese Situation ist eine Tragödie im klassischen Sinne, aus ihr ent-

steht der Terror. Es bringt nichts, das als gut oder schlecht zu beurteilen. Der Verlauf der Revolution bringt Robespierre dazu, eine Diktatur auszuüben.» Die Umstände machen ihn zum Tyrannen: «Aber er war ein merkwürdiger Diktator. Er kontrollierte weder die Polizei noch die Armee und auch nicht die Finanzen.

Er herrschte einzig durch die Macht des Wortes. Weil ihn alle als zentrale Figur des revolutionären Prozesses anerkannten. Dafür gab und gibt es in der Geschichte nichts Vergleichbares.»

Die Repression in den Provinzen und die Säuberungen sind unerbittlich. Immer schneller dreht sich die Spirale des Terrors, die radikalsten Revolutionäre werden von noch radikaleren Kräften überholt. «Die Revolution frisst ihre Kinder.» Am 8. Juni 1794 inszeniert Robespierre das «Fest des höheren Wesens». Der Kult des «Etre suprême» ist von Rousseau inspiriert. Die Abgeordneten fürchten, dass Robespierre auch das Parlament ausschalten könnte, und beschliessen seine Verhaftung. Die talentiertesten Literaten unter den Historikern haben seinen Fall und Tod beschrieben.

Flucht in den Suizid

«Der 9. Thermidor (27. Juli 1794) ist ein glühend heisser Tag», liest man bei Friedrich Sieburg: «Der Himmel ist voller Gewitterwolken, die sich nicht entladen. Der Konvent ist schlecht besucht.» Robespierre verlangt «zum letzten

Für die Rechte verkörperte Robespierre den Schrecken einer Welt ohne Gott.

Mal» das Wort und bekommt es nicht mehr. «Um sechs Uhr nachmittags wird seine Verhaftung einstimmig beschlossen.» In der Nacht befindet er sich mit Anhängern und anderen Verurteilten im Rathaus, vor dem sich die Truppen versammeln. Sieburg: «Sie finden den Unbestechlichen mit zerschmettertem Kiefer. Hat er selbst auf sich geschossen, oder hat ihn die Kugel eines Gendarmen getroffen?» Mehrere Getreue flüchten in den Suizid.

Jules Michelet beschreibt im 19. Jahrhundert Robespierres Leidensweg in seinem mehrbändigen Klassiker «Scènes de la Révolution française». Teuer haben die Menschen ihre Plätze auf den Balkonen bezahlt: «Es waren Tote und Sterbende, die man dem Volk vorführte. Robespierres ausgehängter Kiefer wurde von einem blutdurchtränkten schmutzigen Verband festgehalten. Er trug das schreckliche Gewicht des Fluchs eines ganzen Volks. Seine Intelligenz war intakt und zweifellos im Begriff, das Wahre vom Falschen des Furors, der ihn verfolgte, zu trennen.»

Friedrich Sieburg: «Der Henker reisst ihm den dicken Verband herunter, die fürchterliche Wunde kommt zum Vorschein. Blut stürzt hervor. Robespierre stösst einen wilden Schmerzensschrei aus: Das ist Wirklichkeit, armer, ungeliebter Utopist. Der Schrei der leidenden Kreatur, das ist das Letzte, was die Welt von dem Unbestechlichen zu hören bekommt.» 2018 porträtiert Marcel Gauchet den Hingerichteten als «Christus der Demokratie»:



«Mai 68 ist uns schnuppe, wir wollen 1793»: Demonstration gegen Staatspräsident Macron in Paris.

«Robespierre war ein weltlicher Heiliger und bereit, sich für das Volk zu opfern – sein tragisches Ende beweist es.» Seine Biografie scheint eine Renaissance Robespierres in die Wege zu leiten.

Gauchet war in den achtziger Jahren zusammen mit François Furet (1927–1997) an der Ausrichtung des 200. Jahrestags der «grossen Revolution» beteiligt. Furet – ursprünglich ebenfalls Kommunist – hatte den marxistischen Katechismus in Frage gestellt und galt damals als führender Experte. In «Penser la Révolution française» zeichnete er die Geschichte Frankreichs als Hin und Her von Revolution und Gegenrevolution nach. Es gab siegreiche Pariser Aufstände (Juli 1830 und Februar 1848) und abgewürgte (Juni 1848, März 1871). Die Erste Republik dauerte von 1792 bis 1804, die Zweite, nach dem Vorbild der Ersten, wurde 1848 begründet und brachte erneut einen neuen Bonaparte hervor. Die Dritte Republik wurde durch Pétains Gegenrevolution und die Niederlage von 1940 beendet. Die Fünfte begann 1958 mit einer Verfassung, die dem «gewählten Monarchen» eine Machtfülle einräumt, wie sie keine Demokratie in Europa und Nordamerika kennt.

Der letzte Aufstand in dieser Serie war der Mai 1968. Die Revolte führte zum friedlichen Rücktritt von de Gaulle – bei dem die Lust am Königsmord durchaus eine Rolle spielte – und ermöglichte gesellschaftspolitische Veränderungen durchaus revolutionärer Art. Die Studenten, denen sich die Arbeiter anschlossen, spielten Ereignisse der «grossen Revolution» nach, die «Wiederholungen» waren auch eine

Form der Distanzierung. Die Dynamik der immer stärkeren Radikalisierung konnte gestoppt werden. Es war ein Remake der Revolution, die danach vom politischen Horizont verschwand. Auf Seiten der Aufständischen hat man dafür den Einfluss der jüdischen Studentenführer verantwortlich gemacht. Aber auch der Polizeichef war um Zurückhaltung bemüht. Es gab im Mai 1968 keine Toten. Und anders als in Deutschland und in Italien ist aus der Protestbewegung kein Terrorismus hervorgegangen.

Unverhofftes Echo

Die von Furet nachgezeichneten Ausschläge des historischen Pendels waren zusehends schwächer geworden. Sie beschränken sich inzwischen auf mehr oder weniger heftige «Fieberschübe». Auch die 1789 gezogene Grenze zwischen links und rechts wurde zusehends unscharf. Im Vorfeld ihres 200. Jahrestags verkündete François Furet lapidar «das Ende der Revolution». Der Zusammenbruch des Sowjetimperiums verlieh seinem Befund ein unverhofftes Echo.

Die innenpolitische Dimension beleuchtete Furet – zusammen mit seinen linken Kollegen Pierre Rosanvallon und Jacques Julliard – in «La République du centre» (1988). Sowohl der sozialistische Präsident François Mitterrand wie sein gaullistischer Nachfolger Jacques Chirac waren zur «Kohabitation» mit einem Premierminister der Opposition (Edouard Balladur bzw. Lionel Jospin) gezwungen. Noch immer sind in der Fünften Republik Koalitionen zwischen linken und rechten Parteien



Gewaltiges Unbehagen: «Gilets jaunes» in Caen.

undenkbar. In Personalunion verkörpert Emmanuel Macron die neue «Republik der Mitte». «Die Demokratie kann sich nicht selbst genügen», hatte er in einem Interview zwei Jahre vor seiner Wahl erklärt: «In der französischen Politik ist der König der grosse Abwesende, im Herzen der französischen Politik steht ein leerer Stuhl.»

Rechte Präsidenten feiern ihren Wahlsieg auf der Place de la Concorde, wo die Guillotine stand und auch Robespierre hingerichtet wurde, linke auf der Place de la Bastille. Emmanuel Macron inszenierte seine Krönungszeremonie vor dem Louvre, dem einstigen Schloss und heute grössten Museum der Welt. «Weder links noch rechts» lautet sein historisches Programm, das er in einem Buch mit dem Titel «Revolution» präsentierte. Sein Sieg hat zur Folge, dass er als erster Präsident der Fünften Republik eine linke und eine rechte Opposition hat. Die gemässigten Kräfte absorbiert er, doch die Ränder radikalieren sich zusehends – und beziehen sich auf die Französische Revolution. Das gilt für die ideologische Offensive der Rechten genauso wie für die militanten Linksextremisten. Als im vergangenen Frühling die Studenten demonstrierten, konnte man auf einer Mauerinschrift lesen: «Mai 68 ist uns schnuppe, wir wollen 1793», das Jahr des Terrors, der linken Regierung, die Frankreich je hatte, mit Robespierre an der Macht.

Furet hatte von ihm ein vernichtendes Porträt gezeichnet und seine Auseinandersetzung mit dem Totalitarismus in seinem letzten – international erfolgreichsten – Werk, «Das Ende der Illusion» (1998), auf den Kommunismus ausgeweitet. Gauchet bekam damals den Eindruck, das Thema sei erschöpft,

das Kapitel abgeschlossen. Seine eigene Zeitschrift *Le débat* hatte sich «die Demokratisierung der Intellektuellen» zum Ziel gesetzt. Inzwischen verspürt Gauchet ein gewaltiges Unbehagen am zeitgenössischen Individualismus und an der Ideologie der Menschenrechte. «Man hielt sie für die Lösung, sie haben sich als Problem erwiesen», argumentiert er in seinem Essay «Le nouveau monde» (2017). Der Titel ist eine Anspielung auf Macrons «neue Welt». Der Historiker stellt die gleiche Frage wie der Staatspräsident: «Was passiert, wenn der König abgesetzt wird?»

«Wer nicht tugendhaft ist...»

Das «Ungenügen der Demokratie» bringt Gauchet auf den Punkt: «Die Souveränität des Individuums hat jene des Volkes abgelöst.» Sie ist eine Errungenschaft der Revolution, Gauchet hält ihre Erneuerung für eine Notwendigkeit: «Die Krisen und die Globalisierung haben eine neue Konjunktur hervorgebracht. Es gibt eine Rückkehr der Geschichte, und sie nährt das neue Interesse an Robespierre.»

Die Totalitarismus-Debatte kann Gauchet nicht ausblenden. Robespierre habe den Terror unterstützt und gerechtfertigt, räumt er

«Es gibt eine Rückkehr der Geschichte, und sie nährt das neue Interesse an Robespierre.»

ein: aber weder erfunden noch eingeführt. In seinem Denken unter dem Einfluss von Rousseau allerdings keimt der Totalitarismus sehr wohl: «Wer nicht tugendhaft ist, gehört nicht zum Volk. Seine Auffassung von der Tugendhaftigkeit des Volkes verunmöglicht es Robespierre, dem Gegner eine Existenzberechtigung zuzugestehen. Er wird abgelehnt, dem Bösen zugeordnet – auf eine Weise, die seine

Ausmerzung rechtfertigt. Robespierre verkörpert den Geist der Revolution. Ohne ihn wäre sie kein philosophisches Ereignis geworden, sondern ein rein politisches geblieben. Und wahrscheinlich wäre ihre Tragweite bescheidener ausgefallen.»

Mehr Gewicht als der Totalitarismusgefahr misst Marcel Gauchet der Forderung nach Gleichheit und sozialer Gerechtigkeit bei: «Die Gleichgültigkeit der Superreichen – der globalisierten Oberklasse – und ihre Korruption verleihen den Reden von Robespierre eine brisante Aktualität. Seit dem Ende des Kommunismus leben wir im Glauben, dass die Menschenrechte die Politik begründen können. Das war der heimliche Traum vom «Ende der Geschichte». Die Krisen – und die Flüchtlingskrise ganz besonders – haben die Grenzen dieser Oligarchen-Illusion, wie sie Brüssel exemplarisch verkörpert, aufgezeigt. Wir müssen einen Kompromiss zwischen der Logik des Politischen und den anarchischen Forderungen der Minderheiten finden. Wenn das nicht gelingt, werden überall diesogenannt illiberalen Demokratien triumphieren.»

Der Populismus ist der demokratische Furor des Volkes gegen die globalisierten Eliten, den neuen Adel. Er verkörpert den Kampf gegen die Arroganz und die Privilegien einer Oberschicht, die das Gemeinwohl mit Füßen tritt. Mit den Populisten kehrt die Revolution in die Politik zurück. «Frankreich bleibt ein faszinierendes Labor der Demokratie», schreibt Marcel Gauchet, der sich Furets und Macrons «Republik der Mitte» verweigert: «Obwohl uns die europäisch-globalisierte Vulgata weismachen will, dass wir ein ärgerlicher Sonderfall sind, von dem man uns befreien sollte. Ich halte die «französische Ausnahme» für überaus fruchtbar und halte an ihr fest.» Zu ihren

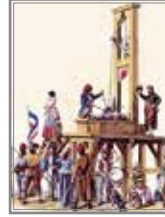
Besonderheiten gehört die Tatsache, dass in Frankreich seit mehr als 200 Jahren die Nation links und das Volk rechts sein können. Und dass die linken wie rechten Eliten nicht nur 1940 beide verraten haben.

Plädoyer für einen linken Populismus

Im *Philosophie-Magazin* debattiert Marcel Gauchet mit Jean-Luc Mélenchon, dem Leader der linksextremen Partei La France insoumise. Für Mélenchon hat die Französische Revolution nach der Pervertierung ihrer Ideale durch Lenin und die Bolschewiken eine neue Unschuld gefunden, an der sich seine Politik ohne Einschränkungen orientieren könne. Die radikale belgische

Philosophin Chantal Mouffe plädiert für einen linken Populismus. Erstaunlich ist das Porträt, das der rechtsnationale Publizist Eric Zemmour, der Starschriftsteller der französischen Populisten, in seinem neuen Bestseller «Destin français» von Robespierre entwirft: Zemmour reiht ihn in die Galerie der Politiker, die Frankreich gerettet haben.

Noch allerdings rät Marcel Gauchet davon ab, Plätze oder Strassen nach dem ersten Populisten der Geschichte zu benennen: «Man würde es falsch – als Rehabilitation des Terrors – verstehen.»



Marcel Gauchet: Robespierre: L'homme qui nous divise le plus. Gallimard. 288 S., € 21.–

François Furet: Penser la Révolution française. Gallimard. 320 S., Fr. 20.–



JETZT AM KIOSK!



Jacuzzi für die Seele: Schauspielerin Amber Heard.



Ikone der Woche

Göttin der Makellosigkeit

Von Michael Bahnerth

Manchmal betreten Geschöpfe diese Welt, die schöner sind als die Welt selbst. Sie sehen aus wie Engel, und wenn man sie sieht, reißen sie einen unverzüglich aus all den real existierenden Hässlichkeiten, gerade weil sie so aussehen, als ob sie nicht von dieser Welt wären. Im Kreise dieser vielleicht ein Dutzend Königinnen der äusseren Makellosigkeit ist die Schauspielerin Amber Heard eine Göttin.

Sie stammt aus Texas, ist 32 Jahre alt und zog mit 17 nach Hollywood. Die meisten ihrer Filme sind nicht wirklich der Rede wert, aber das spielt keine Rolle. Wenn Amber Heard ins Bild kommt, spielt sich unvermittelt ein ganz anderer Film ab, weil Amber Heard Jacuzzi für die Seele ist.

Ich sah sie das erste Mal im Film «The Rum Diary» mit Johnny Depp, der Geschichte des amerikanischen Gonzo-Journalisten Hunter S. Thompson, als er sein Glück bei einer Zeitung auf Puerto Rico suchte. Ich schaute mir den Film nur an, weil HST lange ein Schreiber-gott für mich war und ich mal auf seinen Spuren in Puerto Rico stolperte, ziemlich originalgetreu mit Cabriolet, leeren Bierflaschen auf der Rückbank und einer Lady, die mich verzweifeln liess.

Der Film war so so lala, Johnny Depp, ein Freund von HST, der sich vor ein paar Jahren standesgemäss mit einer 44er Magnum erschossen hatte, nicht schlecht, und Amber Heard war wie eine verruchte Fee. 2011 war das.

Ihr wirkliches Leben hinkt ihrer Schönheit natürlich hinterher, geht ja nicht anders. Heard lebte lange mit einer Frau zusammen, dann heiratete sie Johnny Depp und blieb so lange bei ihm, bis er anfing, so die Gerüchte, auf ihre Schönheit einzuschlagen. Kaum waren die blauen Flecken weg, hängte sie sich an Elon Musk, dem Tesla-Typen und vier- und fünfzigreichsten Mann der Welt, aber auch das hielt nur ein Jahr. Ich vermute, das Unperfekte in ihren Lieben ist der Preis für die Perfektion ihrer Schönheit.

In ein paar Tagen läuft ihre neuer Film in den Schweizer Kinos an; «Aquaman», ein Fantasyfilm im Dunstkreis des sagenumwobenen Atlantis. Es geht irgendwie um die Suche nach dem Dreizack des ersten Königs von Atlantis. Aber das ist egal, weil Amber Heard mit auf die Suche geht, und man als Zuschauer dann schon längst einen Schatz gefunden hat.

Zur Premiere des Filmes in London trug Amber Heard sehr passend so was wie eine Badekappe. Und ging damit nicht baden; so sehr schwimmt sie über den Dingen des Irdischen.

Superstars aus dem Jenseits

Am Montag gibt Opern-Diva Maria Callas ein Konzert in Basel – obwohl sie seit vierzig Jahren tot ist. Die Hologramm-Show ist ein Vorgeschmack dessen, was in der Unterhaltung auf uns zukommt. *Von Rico Bandle*

Der menschliche Hang zur Nostalgie gehört zu den grössten Triebfedern der Unterhaltungsindustrie. Die Leute wollen die Stars ihrer Jugend sehen, die Idole ihrer Eltern – auch wenn diese schon lange tot oder abgetreten sind. Die Massen strömen zu Abba-Musicals, Michael-Jackson-Shows, Elvis-Imitationen oder aktuell zum Film über Queen-Sänger Freddie Mercury.

Es ist der Traum jedes Konzertveranstalters: die alten Superstars für die Bühne wieder lebendig werden und auftreten zu lassen. Um einen Frank Sinatra, eine Maria Callas oder einen John Lennon nochmals live sehen zu



können, würden viele Leute ein Vermögen ausgeben.

Dank modernster Technik wird dieser Traum nun Realität. Zumindest verspricht dies die US-Firma Base Entertainment, die nach eigenen Angaben in Sachen Hologramm-technik für die Bühne weltweit führend ist. Neu ist die Idee nicht: Schon seit Jahrzehnten gibt es Experimente mit bewegten Hologrammbildern, wo virtuelle Personen sich scheinbar frei im Raum bewegen. Überzeugen konnten die bislang meist kurzen Darbietungen bislang aber nie.

Nun soll alles anders sein, so wird es zumindest beim Liederabend mit dem wohl grössten Opernstar des 20. Jahrhunderts versprochen.

Die als Hologramm wiederauferstandene Maria Callas (1923–1977) gibt ein Konzert mit bekannten Arien, begleitet von einem echten, fünfzig Musiker umfassenden Orchester.

Dass die Wahl ausgerechnet auf eine Opernsängerin fiel, wo die Ansprüche bezüglich musikalischer Qualität besonders hoch sind, begründet Base-CEO Marty Tudor mit seiner Liebe zu dieser Kunstform. In amerikanischem Pathos erklärte er vor der Europapremiere in London, dass er mit dieser Musik aufgewachsen sei und nun zusehen müsse, wie sie langsam aussterbe. Er habe durchaus altruistische Motive. «Ich will die klassische Musik retten, sie auch für junge Menschen zugänglich machen», sagte er mit gönnerhaftem Blick.

Der wahre Grund für die Wahl dürfte woanders liegen: Ein klassischer Liederabend ist eine eher statische Angelegenheit. Die Diva steht nur da und singt, es werden keine Tänze aufgeführt, die die Hologrammprojektion erschweren würden.

Der Aufwand ist auch so gross genug. Ein Körperdouble hat die Bewegungen Callas' möglichst exakt nachgespielt, danach wurde ihm elektronisch das Gesicht der Sopranistin quasi übergestülpt. Eine Technik, die auch schon in Kinofilmen zur Anwendung kam, um verstorbene Schauspieler einsetzen zu können, etwa bei der letzten «Star Wars»-Episode.

Callas Stimme allerdings ist echt, sie stammt aus alten Aufnahmen des Superstars. Ihren Gesang vom Orchesterklang loszulösen, war eine grosse Herausforderung, wurde doch früher alles auf einer einzigen Tonspur aufgenommen.

Ein Gespenst betritt die Bühne

Daraus, wie die Hologrammprojektion genau funktioniert, macht Tudor ein Geheimnis: «Ein Zauberer verrät auch nicht seine Tricks», meint er. Nur so viel sagt er: «Es kommen modernste Laser-Projektoren zum Einsatz.»

Seit einigen Monaten ist die Callas-Show nun weltweit auf Tour, vergangenes Wochenende war Europapremiere im Londoner Coliseum, dem grössten Theater am West End.

Über 2000 Personen wollten bei diesem neuartigen Spektakel in der britischen Hauptstadt dabei sein. Der Vorhang vor der Bühne, wo sonst die English National Opera spielt, war beim Einlass wohlweislich gezogen, so dass kein Blick auf die Technik möglich war. Mit zwanzig Minuten Verspätung ging das Saal-



«Die klassische Musik retten»: Opernidol Callas,

licht aus, der Vorhang wurde gehoben, das Orchester spielte die Ouvertüre aus Rossinis «La gazza ladra». Dann endlich kam der lang erwartete Augenblick: Der Star des Abends, «La Divina», Maria Callas, betritt von der linken Seite her die Bühne.

Langsam schreitet sie mit ihrem wallenden Kleid zur Mitte und wirkt dabei eher wie ein Gespenst als wie ein Mensch. Durch sie hindurch schimmern die Lampen an den Noten-

Diese Dame ist leicht durchsichtig. Und zuweilen auch etwas unscharf.

ständern des Orchesters. Ja, diese Dame ist leicht durchsichtig. Und zuweilen auch etwas unscharf.

Erst als sie im Zentrum der Bühne ankommt, entfaltet sie ihre Wirkung: Plötzlich wirkt Callas, diese Lichtgestalt, als stünde sie leibhaftig vor einem.



2018.

Als Erstes singt sie eine Arie aus Charles Gounods «Roméo et Juliette». Noch braucht es etwas Zeit, sich an die Stimme zu gewöhnen, die in den tiefen Lagen leicht blechern klingt. Irritierenderweise sind im Zuschauersaal zudem die leisen Taktzeichen zu hören, die als Einsatzsignale für das Live-Orchester dienen. Während sich normalerweise die Sänger nach dem Orchester richten, beziehungsweise nach dem Dirigenten, ist es hier umgekehrt: Das Orchester muss genau zur richtigen Zeit einsetzen, damit Musik und Hologrammeinspielung übereinstimmen.

Aber ja, eindrücklich ist das schon. Und manchmal ist man sogar etwas bewegt. Allerdings nur bis zum Applaus. Dann wird einem wieder deutlich vor Augen geführt, was man während des Gesangs mit etwas gutem Willen verdrängen kann: dass hier bloss eine projizierte Figur steht, dass im Grunde einfach ein Film abgespielt wird. Callas macht ihre divenhaften Verbeugungsgesten, hält ihre Hand aufs Herz, nimmt eine gefühlte Ewigkeit den

Applaus entgegen, auch wenn gar niemand mehr applaudiert. Auf das Publikum reagieren kann sie nicht. Hier wirkt die Sache nur noch unfreiwillig komisch.

Im Verlauf des Abends wird immer deutlicher, wie die Hologrammtechnik funktioniert. Vor die Bühne ist ein durchsichtiges, kaum erkennbares Netz gespannt. Dahinter platziert sind Orchester und Dirigentin. Die Projektion erfolgt auf dieses Netz – deshalb bewegt sich diese Callas nur seitwärts, nie nach vorn oder nach hinten. Der 3-D-Effekt funktioniert aber ziemlich gut, da die Sängerin mitten im Raum steht. Die Handlungsmöglichkeiten erscheinen jedoch noch arg begrenzt.

Elvis lebt

Der Veranstalter sagt, die Technik stehe erst am Anfang, sie werde sich stets verbessern. Base-Hologramm plant als Nächstes einen Amy-Winehouse-Abend und eine Dinosaurier-Show, mit Hologrammdinosauriern in Echtgrösse.

Dass eine möglichst exakte 3-D-Rekonstruktion für einen Nostalgieabend dieser Art nicht unbedingt entscheidend ist, zeigte sich vor einem halben Jahr, als eine Elvis-Presley-Show im Zürcher Hallenstadion zu Gast war. Auch dort spielte ein echtes Symphonieorchester, auch dort wurde dazu der Originalgesang des Künstlers abgespielt. Anstatt per Hologramm wurde der singende Elvis auf einem grossen Bildschirm eingeblendet – der echte Elvis aus Konzertaufnahmen, nicht ein Double wie bei Callas. Das funktionierte erstaunlich gut, ohne etwas vorzumachen, was nicht ist.

Dass Presleys Witwe Priscilla vor Ort war und zwischen den Liedern Geschichten über ihre Ehe mit dem Superstar erzählte und Bil-

Manchmal ist man sogar etwas bewegt. Allerdings nur bis zum Applaus.

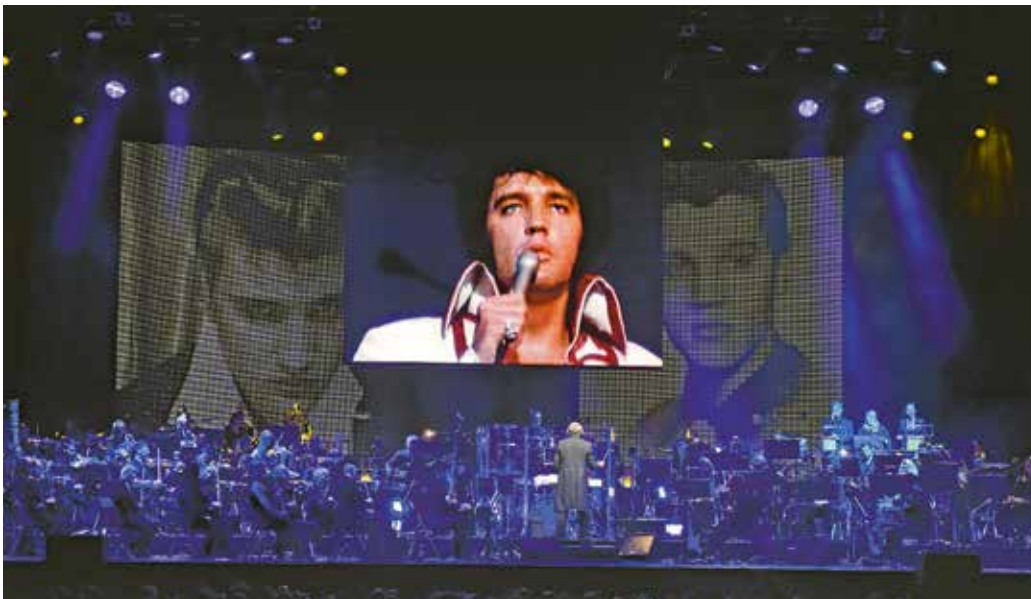
der aus dem Familienalbum zeigte, machte den Abend rührend authentisch. Sie sorgte für jene Intimität, die das unterkühlte Callas-Gespenst nicht bieten konnte.

Karten schweben zu Boden

Der verblüffendste Moment der Callas-Show war, als die Sängerin die Szene aus Bizets «Carmen» spielte, in der Carmen in den Zigeunerkarten die Zukunft liest und erfährt, dass sie und ihr Geliebter sterben werden. Callas schmiss die Karten in die Luft, wo sie kurz stehenblieben, um dann im Zeitlupentempo zu Boden zu schweben. Hier wird die Technik nicht nur zur Rekonstruktion verwendet, sondern auch, um etwas Neues zu schaffen, das die Wirklichkeit nicht bieten kann.

Müssen wir uns in dieser Art die Zukunft der Unterhaltung vorstellen? Thomas Dürr, Chef





«Dinge, die wir uns noch nicht vorstellen können»: Elvis Presley auf der «The Wonder of You»-Tour, 2017.

von Act Entertainment und grösster Konzertveranstalter die Schweiz, hat das Callas-Spektakel in die Schweiz geholt. Seine Firma organisiert rund 300 Veranstaltungen pro Jahr, von Rockkonzerten im Fussballstadion über Ballettvorstellungen bis zu Mega-Jump-Motorrad-Shows. «Schon jetzt schauen Besucher von grossen Konzerten hauptsächlich auf die Bildschirme», sagt er. Die Verschmelzung von Technik und Live-Elementen sei weit fortge-

schritten. «DJ David Guetta füllt ganze Stadien, die Musik kommt aber gänzlich ab Band, die Leute kommen wegen der Licht-Show.» Der wahre Künstler sei dort nicht David Guetta, sondern der Licht-Designer. Auch bei einem Justin Bieber werde kaum mehr etwas live gespielt. Das gefühlte Live-Element bleibt für die Zuschauer wichtig, auch wenn die Musiker nur pro forma auf der Bühne stehen. «Theoretisch könnte man bei einer Callas-Show auch ein

Hologrammorchester spielen lassen, doch dann könnte man genauso gut ins 3-D-Kino gehen. Dafür bezahlen die Leute nicht hundert Franken Eintritt», sagt Thomas Dürr.

Seit einigen Jahren erfreuen sich Übertragungen von Opern im Kino grosser Beliebtheit, auch in der Schweiz. Gesendet wird live aus den Opernhäusern von London oder Paris – für die Zuschauer ist dies offensichtlich wichtig, obschon es anders als beim Fussball keinen Unterschied machen würde, wenn bloss eine Aufzeichnung zu sehen wäre.

Auch die Übertragung von Live-Ereignissen könnte durch die Hologrammtechnik revolutioniert werden, meint Dürr. «Eine Band wie Coldplay könnte in zehn Städten gleichzeitig ein Konzert geben.» Er glaubt, dass die Technik zu einem Kreativitätsschub führen wird. «Auf der Bühne werden Dinge möglich, die wir uns noch nicht vorstellen können», sagt er.

Der Callas-Abend endet damit, dass die echte Dirigentin der Hologrammfigur eine Rose überreicht. Ein Trick, der beim Publikum Ahs und Ohs hervorruft, obschon er noch etwas unbeholfen wirkt. Aber er lässt erahnen, was auf uns zukommt: Irgendwann wird man vielleicht nicht mehr unterscheiden können, wer der virtuelle, wer der echte Mensch ist.

Callas in Concert: The Hologram Tour.
Montag, 3. Dezember, Musical Theater Basel

**JETZT
VERSCHENKEN!**
www.nebelspalter.ch
071 846 88 75

Tannenbaum gefunden?

IST AUCH ALLES
BODENHALTUNG?



Geschenkidee ebenfalls?



Sie sitzen wie auf Nadeln, weil Ihnen noch immer eine bäumige Geschenkidee fehlt?

Das Nebelspalter-Abo sorgt ein ganzes Jahr lang für witzige und geistreiche Stunden.

Die perfekte Überraschung für Ihre Liebsten, Freunde und Bekannten!

f 20452 Fans t 5149 Follower +6% Abozuwachs

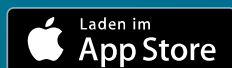


neu

«FuW jetzt» begleitet Sie kompetent durch den Börsentag. Behalten Sie dank dieser sorgfältig kuratierten Selektion den Überblick über das Geschehen in der Wirtschafts- und Finanzwelt.



Wirtschaft jetzt den ganzen Tag



Der Held des Westens spielt in China keine Rolle

Der Künstler Ai Weiwei ist weltweit einer der berühmtesten Chinesen. Im Westen wird er bewundert und als Held im Kampf gegen staatliche Repression gefeiert. In seiner Heimat ist Ai jedoch nahezu unbekannt, teilweise auch verhasst, in jedem Fall aber ist er weitgehend irrelevant. *Von Fabian Gull*



Als Künstler zu Hause bedeutungslos: Kultur- und Dissidenten-Ikone Ai Weiwei.

Als ich meinen Freund John Wu bei Sashimi und Pferde-Carpaccio in Schanghai fragte, was er von Ai Weiwei halte, schaute er mich mit grossen Augen an. «Ai, wer?» fragte er zurück, um nach einer umgehenden, kurzen Internetrecherche auf seinem Smartphone nachzutragen: «Ja, den Namen habe ich auch schon gehört.» John ist Schanghaier und ein kritischer und bestens informierter Beobachter politischer und gesellschaftlicher Zusammenhänge. Selbst aus einfachsten Verhältnissen stammend, hat er in den USA studiert und eine internationale Glanzkarriere als Unternehmensberater hingelegt. Mit seinem Unwissen betreffend Ai Weiwei ist John bei weitem kein Einzelfall, wie unzählige Gespräche in meinem chinesischen Freundes- und Bekanntenkreis zeigten.

Viele Chinesen haben von dem im Westen hochgelobten Künstler mit Superstar-Status noch nie gehört. Vordergründig ist die Erklärung hierfür rasch gefunden. Ai Weiwais weitgehende Unbekanntheit und Irrelevanz in China ist von der Kommunistischen Partei gewollt

und durch Zensur herbeigeführt. Kein Wunder also, dass die als politisch uninformiert und gleichgeschaltet geltenden Chinesen Ai nicht kennen, so die vorschnelle Analyse vieler China-Beobachter.

Doch wer die Zensur als alleinige Erklärung für den Wahrnehmungs-Gap zwischen Ost und West nennt, versteht China nur unzureichend. Zu mannigfaltig sind andere mögliche Sichtweisen. Denn auch Chinesen, die den kontroversen politischen Artisten kennen, sind nicht nur gut auf ihn zu sprechen. Eines wird bei meinen Gesprächen in China rasch klar. Die Diskrepanz in der Wahrnehmung zwischen China und dem Westen ist – einmal mehr – riesig.

«In ihrer Angst bestätigt»

Die chinesische Künstlerin Athena Tse hält Ai Weiwei für nicht besonders smart. Er bediene mit seiner Kunst lediglich eine China-kritische ausländische Elite. Normale Leute erreiche er mit seiner Museumskunst und Selbstdarstellung auf Instagram kaum, meint Tse. «Im Ausland haben heute viele Angst vor

China, und Ai hilft diesen Leuten, sich in ihrer Angst bestätigt zu sehen. Zur Völkerverständigung trägt dies nicht bei», sagt die zierliche Malerin aus dem Süden Chinas, die soeben von einer Ausstellung bei den Vereinten Nationen in New York zurückgekehrt ist.

«China wird schon so oft und heftig kritisiert. Brauchen wir wirklich noch einen aus den eigenen Reihen, der dasselbe tut? Für mich hat das etwas von Verrat und Selbsterniedrigung», urteilt Tse. Der chinesischen Gesellschaft jedenfalls, welche vor grossen Herausforderungen stehe, sei damit nicht gedient. Tse versteht auch nicht, warum sich Ais Zorn vor allem gegen China und weniger gegen die Menschheit im Allgemeinen richtet. Die Chinesen seien in ihrer Geschichte zu lange erniedrigt worden und verfügten deshalb über ein eher niedriges Selbstwertgefühl. Auch diesen Leuten habe Ai mit seiner Dauerkritik wenig zu bieten.

Dem gegenüber stehen Ai und sein Glaube an die Fähigkeit der Kunst, die Welt mitzugestalten und den Lauf der Geschichte zu verändern. Seit einiger Zeit nimmt sich Ai, der seit 2015 wieder reisen darf, auch Themen ausserhalb Chinas an, wie zum Beispiel der Flüchtlingskrise in Afrika und Europa. «Wenn Kunst einen Einfluss darauf hat, wie Menschen ihr Verhältnis zur Gesellschaft sehen, dann kann Kunst auch die Gesellschaft verändern», davon ist der in China umstrittene Querdenker Ai, dessen primäres Ziel es gemäss Eigenaussage ist, einen öffentlichen Dialog anzuregen, überzeugt.

Kritisches Denken und Hinterfragen von Autoritäten haben in China keine grosse Tradition. Unter Normalbürgern dominieren Gleichgültigkeit und Desinteresse an Politik und gesellschaftlichen Fragen. Sich dafür zu interessieren, gilt gemeinhin als Zeitverschwendung, ohne direkten eigenen Nutzen. Dies trifft insbesondere für eine apolitische und egoistischere jüngere Generation zu, welche weder Armut noch die oft blutigen ideologischen Grabenkämpfe um die Ausrichtung des Riesenreiches selbst miterlebt hat. Das Hamsterrad des Alltags hat sie voll im Griff: Geld verdienen, Karriere machen, noch mehr Geld verdienen, shoppen und möglichst schnell eine Familie gründen.

Im Westen wird der bärtige Künstler mit stets nachdenklicher, ja trauriger Miene für seinen Mut, öffentlich Kritik zu äussern und sich mit der allmächtigen Partei anzulegen,

aber auch für seine Andersartigkeit, Unbeugsamkeit und Leidenschaft bewundert. Für viele Chinesen hingegen ist er eine Art Nestbeschmutzer, ein exzentrischer Antipatriot, einer, der sich nicht an die Spielregeln hält und dessen Geschäftsmodell es ist, sich durch eine Vermischung von Kunst und Politik im Ausland zu bereichern. Diese im Westen radikal anmutende Sichtweise ist in China weit verbreitet, auch fernab des Polit-Establishments.

Die Chinesen sind sich durchaus bewusst, dass ihr Land nicht perfekt ist und dass es auch Willkür, Einschränkungen und Ungerechtigkeiten gibt. Dem gegenüber steht auf der Habenseite ein für immer mehr Menschen jedes Jahr besser werdendes Leben in relativer Frei-

«Er weiss sehr genau, was er tut, und hat sich für diesen Weg entschieden.»

heit und nie dagewesenem Wohlstand. Dies will man nicht gefährden, so dass die Rechnung schnell gemacht ist: Die persönlichen Vorteile überwiegen die systemischen Nachteile klar.

Ai Weiwei irritiert. So auch zum Beispiel, wenn er in einer TV-Dokumentation mit bedeutungsschwerer Miene davon erzählt, wie sehr es ihn beelende, all die traurigen Gesichter und leeren Blicke seiner Landsleute

zu sehen, was doch in krassem Widerspruch steht zur Wahrnehmung vieler Chinesen oder China-Besucher aus aller Welt.

Weltmeister der Anpassung

Gemäss Auffassung vieler Chinesen gelten die Gesetze – sie mögen nicht perfekt sein – für alle. Die chinesische Eigenschaft zur kreativen Umgehung von Regulierungen ändert daran nichts. Chinesen sind Weltmeister der Anpassung und im Sich-Durchwursteln: Regeln werden gedehnt, kreativ zum eigenen Nutzen umgangen, oft auch in einer Grauzone. Aber stets mit Vorsicht und Zurückhaltung. Offen und lauthals damit zu prahlen, gilt als unklug. Wer sich wie Ai Weiwei bewusst und freiwillig über Grenzen hinwegsetzt, kann meist auf wenig Mitleid oder gar Bewunderung seiner Landsleute zählen. Auf Häme, Verachtung oder gar Hass hingegen schon.

Mitleid mit Ai Weiwei hat auch Wang Yan (Name geändert), eine Kultur-affine und erfolgreiche IT-Unternehmerin aus Guizhou, nicht. «Er weiss sehr genau, was er tut, und hat sich für diesen Weg entschieden.» Aus ihrer Sicht ist Ai zwar als Künstler «okay». Vor allem aber sei er ein talentierter Geschäftsmann und Selbstvermarkter. Einer, der genau wisse, wie westliche Medien funktionieren und wonach sie verlangen. Wang Yan, selbst eine kritische und weitgereiste Denkerin, er-

gänzt: «Er versteht es gekonnt, mit seinen Aktionen eine Anti-China-PR-Maschinerie in ausländischen Medien zu aktivieren und diese für seine Zwecke zu nutzen. Viele chinesische Künstler in meinem Umfeld sehen dies übrigens genau so.»

Ai Weiwei ist auch nicht der Einzige, der erkannt hat, dass es im Westen einen veritablen Markt für Negativmeldungen aus China gibt. Viele westliche China-Korrespondenten, aber auch Politiker tun es ihm gleich.

Es gibt aber auch unpolitische Gründe für Ais Irrelevanz. In China, dieser jahrtausendealten Kulturnation, erfreuen sich andere künstlerische Stilrichtungen wie Kalligrafie, Aquarell- oder Landschaftsmalerei grosser Beliebtheit. Zeitgenössische Kunst, wohl weltweit eine Art Nischenerscheinung, hat einen schweren Stand. Hinzu kommt, dass sich *contemporary art* bewusst von traditionellen Kunstformen abgrenzen, neue Wege begehen, anregen, aufregen, provozieren und kritisieren will. Naturgemäss ein eher schwieriges Unterfangen in einem autokratischen, auf Stabilität und Kontrolle der Bürger ausgerichteten System.

Fabian Gull ist Gründer und Managing Director der auf China und Asien spezialisierten Kommunikationsagentur FGBC.



ANDERMATT
SWISS ALPS

Home. As it should be.

In den Gotthard Residences finden Sie eine grosse Auswahl an Apartments mit Hotelservice von Radisson Blu Reussen ab CHF 559'900.

Ziehen Sie noch diesen Winter in Ihre neue Ferienwohnung ein und geniessen Sie die einzigartige Landschaft in Andermatt. Die SkiArena bietet 180 Kilometer abwechslungsreiche Pisten und modernste Anlagen.

Investment as it should be.

gotthard-residences.ch
+41 (0)41 888 77 99

GOTTHARD RESIDENCES ANDERMATT
BEZUGSBEREIT IM WINTER 2018

BESIX **Radisson BLU**

Tunnel der Liebe

Dreizehn Jahre lang war «El Chapo» unauffindbar. Und wenn man ihn fand, entwich er umgehend wieder aus dem Gefängnis. Bis er eine Frau traf, die anders war als alle andern zuvor. Der Wunsch, sie zu treffen, war so mächtig, dass der mächtige Mann unvorsichtig wurde. *Von Michael Bahnerth*



Durst nach Romantik: «La Reina del Sur»-Hauptdarstellerin Kate del Castillo, 2011.

Eine Woche bevor der Prozess gegen den Mexikaner Joaquín «El Chapo» Guzmán am 13. November in New York begann, machte sich jene Frau, der der Drogenbaron so verfallen war, dass er sich nur traute, in Gedanken mit ihr ins Bett zu gehen, und wegen der er letztlich hinter Gittern landete, frei für den mexikanischen *Playboy*. Die Frau heisst Kate del Castillo, ist in Mexiko ein Telenovela-Star und in Hollywood eine unter Tausenden.

Bevor sie «El Chapo» traf, war sie eine Schauspielerin, die davon lebte, dass sie Tequila verkaufte; Tequila Honor, gegenwärtig im Angebot für knapp 18 Dollar. Nachdem sie Anfang Oktober 2015 «El Chapo» getroffen hatte, stieg sie auf zur Frau, die zuerst «El Chapos» Herz fand und dann ihn selber – zu einer Zeit, als alle erfolglos in Mexiko nach ihm herumstocherten; die Spezialeinheiten der Regierung, die amerikanische Drogenfahndung. Seit 2001 war «El Chapo» auf der Flucht, er war damals der präsenteste Unsichtbare Mexikos.

2012 wurde der immer noch amtierende mexikanische Präsident Enrique Peña Nieto gewählt, weil er dem Volk versprochen hatte, das Land wieder in Ordnung zu bringen; die Drogenkriege zu beenden, die Entführungen, die Massaker da und dort. Nietos Worte waren wie eine gepanschte Droge; letztlich nur ein grosses Versprechen.

Gutes schmuggeln

«El Chapo» schmuggelte weiter Kokain und mit einem Narkotikum verstärktes Heroin durch sein Tunnelsystem unter der Grenze hindurch in die USA. Das System lief wie geschmiert, weil alles in Mexiko, was sich schmiern liess, geschmiert worden war. Vom Polizisten bis indirekt zum Präsidenten, wie ein Zeuge beim Prozess aussagte. Jenseits der Mauer in den Gettos der USA starben die Abhängigen en masse, und «El Chapo» war dabei, schneller, als Kokain das Hirn erreicht, zum Staatsfeind Nummer eins aufzusteigen.

Das Sinaloa-Kartell war das mächtigste, seit «El Chapo» seine Konkurrenten ausschalten liess, das Business mit Drogen, Geld und Blut boomte, und an einem Januartag über den Hügeln von Los Angeles verzweifelte Kate del Castillo etwas neujahrsdepressiv in ihrem Häuschen an der Welt, weil diese sich für sie anfühlte wie ein inneres Gefängnis.

Sie gab ihrem Schosshund Futter, zündete Kerzen an, öffnete eine Flasche Rotwein, setzte sich in Kaschmirsocken vor den Computer und

schrieb sich ihr Leid von der Seele. Dass sie nicht an die Liebe glaube und nicht an die Monogamie. Nicht an Politiker und nicht an Regierungen. Sie schrieb, dass sie «El Chapo» mehr glaube als der mexikanischen Regierung, und rief ihn auf, «mit der Liebe» Geschäfte zu machen, nicht mit Drogen. Er wisse, wie das ginge. Er solle das Gute schmuggeln, Medikamente, Nahrung, solche Sachen. Sie klappte ihren Laptop zu, blies die Kerzen aus und legte sich neben



Endstation: Verhaftung in Mexico-City, 2016.

ihrem Hund schlafen. Sie hatte keine Ahnung, dass sie gerade ihr Leben auf dem Weg zu einem neuen Stern gepostet hatte.

Tausend Meilen weiter südlich, in der Abgeschiedenheit der Sinaloa-Hügel, wo «El Chapo» seine Geschäfte koordinierte, Schulen und Strassen bauen liess, für Elektrizität sorgte, Hochzeiten der Bauern finanzierte, Morde in Auftrag gab, Folterungen erwog, mit einer Panzerfaust oder seiner mit Diamanten besetzten und mit Initialen versehenen 38er-Pistole in der Gegend rumballerte, wenn es ihm langweilig wurde, wo er hin und wieder mit seiner Frau Emma Coronel Aispuro, der «Miss Coffee and Guava» von 2006, telefonierte, die in Kalifornien so tat, als ob sie eine Mischung aus «Miss Universe» und Imelda Marcos wäre – in dieser kargen Fluchtoase regte sich weniger etwas in «El Chapos» Lenden als in seiner Seele.

Er kannte Kate del Castillo, oder vielmehr kannte er die Figur, die sie in der Telenovela «La Reina del Sur», «die Königin des Südens», verkörperte; Teresa Mendoza, eine Drogenbaronin, skrupellos, elegant, gefürchtet in der Branche und vom Volk geliebt. «El Chapo», der sich für einen König hielt, hatte seine Königin gefunden, eine Seelenverwandte. Als er 2015 im Sommer das zweite Mal aus einem Hochsicherheitsgefängnis ausbrach, fand man unzählige «La Reina del Sur»-Videokassetten.

Über seine Anwälte nahm «El Chapo» Kontakt zu ihr auf, nannte sie «Freundin» und sagte, dass er sie mehr als seinen Augapfel beschützen würde, weil sie etwas Gutes sei und weil sie nebst seiner Mutter und dem bisschen, was von seinen Brüdern und Söhnen noch nicht umgebracht worden war, die einzige Person der Welt sei, die begriffen habe, dass er eher Robin Hood sei als der Sheriff von Nottingham. Del Castillo reiste ein paar Mal zu geheimen Treffen mit «El Chapos» Anwälten in irgendwelchen Drive-ins in Mexiko, bekam dort glühende Briefe in einer kindlichen Schrift vom Drogenzar, bedankte sich auf Karten für sein Vertrauen und sein grosses Herz, und bald darauf erhielt sie ein Blackberry, damit «El Chapo» seine Sehnsucht nach ihr stillen konnte, wann immer ihm danach war.

Del Castillo bat ihn darum, sein Leben verfilmen zu dürfen, so, wie es wirklich war, nicht so, wie es in den Zeitungen geschildert und im Fernsehen gezeigt wurde, nicht nur das Blut und das gnadenlose Gemetzel, sondern auch den Balsam, der wie eine heilende Salbe für lokale Bauern war, die natürlich, wenn sie es nicht schon längst getan hatten, aus Dankbarkeit auf ihren Feldern Opium und Marihuana anbauten. «El Chapo» soll von Kates Idee begeistert gewesen sei.

Del Castillo suchte Produzenten, fand zwei, es sprach sich rum in Hollywood, Sean Penn, der zweifache Oscar-Preisträger, vernahm davon. Sie vereinbarten ein Treffen mit dem Unsichtbaren.

Rakete ohne Zündstoff

Die Reise war umständlich. Von Los Angeles über Guadalajara, von dort mit einer kleinen Maschine in die Sinaloa-Berge, weiter in einem Jeep, der von «El Chapos» Sohn Ivan gesteuert wurde, zu einer kleinen Finca, die viel mehr nach Pesos als nach Dollar aussah. Sie sassen in der Küche, «El Chapo» sprach mit Kate, mit Penn sprach keiner, und Penn sprach kein Spanisch, es gab Schweinefleisch-Tacos und Tequila Honor und ein Problem. Penn wollte «El Chapo» für das *Rolling Stone*-Magazin interviewen, was nicht abgesprochen war, Del Castillo übersetzte, und dann sprach für einen Moment niemand mehr.

Kate fühlte sich hintergangen, «El Chapo» überfordert, und Penn tat so, als ob alles in Ordnung sei. «El Chapo» fragte seinen Sohn, ob er das Magazin kenne, der nickte, «El Chapo» sagte: «Wenn du das für eine gute Idee hältst, meine Freundin, dann tue ich es.» Kate nickte. Penn liess fragen, ob er die Fragen jetzt stellen könne. «El Chapo» schüttelte den Kopf: «Ich hab den unrasierten Kerl eben erst kennengelernt. Wir machen das in acht Tagen.»

Das Essen war vorbei. «Meine Freundin», sagte «El Chapo», «es ist Zeit, dass du schlafen gehst.» Kate dachte kurz, dass sie jetzt vergewaltigt werde, zuerst von «El Chapo», dann von dessen Sohn – und dann zerstückelt. «Du brauchst keine Angst zu haben», beruhigte sie «El Chapo», «ich schlafe weit weg von meinen Gästen. Zu ihrem und zu meinem Schutz. Danke für die schönen Stunden.»

Am nächsten Morgen reisten del Castillo und Penn wieder ab, nicht ohne mit dem *narcotrafficante* noch ein Selfie zu schiessen. Sie stiegen wieder in den Jeep, Kate schliel an Penns Schulter ein, sie berührte seine Brust, abends in Guadalajara schliefen sie zusammen. Sie hatten jetzt ein Verhältnis, del Castillo sagte fortan «mi amor» zu Penn. Später wird del Castillo behaupten, es sei nur sexuell gewesen wegen der besonderen Umstände, und Penn sei ein Arschloch.



«Chapos» 38er-Pistole.

Es regte sich weniger etwas in seinen Lenden als in seiner Seele.

Vier Tage danach wird «El Chapo» beinahe verhaftet. Es gibt eine wilde Schiesserei in der Kleinstadt Badiraguato, aber «El Chapo» entkommt. Er trägt ein Kind auf dem Arm, die Marinesoldaten schiessen nicht, er flüchtet in den unwegsamen Busch. Del Castillo und Penn ist klar, «dass die ihn wegen uns gefunden haben». Offenbar wurden die beiden überwacht, die SMS abgefangen, was nicht wirklich erstaunt. Viel erstaunlicher ist es, dass die Eitelkeit «El Chapos» viel grösser war als seine Vorsicht; seine Sehnsucht nach Ruhm, sein Durst nach Romantik, sein Verlangen nach einem Tunnel der Liebe.

Das geplante Treffen für das Interview war gestorben. Penn und del Castillo liessen «El Chapo»

einen USB-Stick zukommen, auf dem die Fragen und eine Videoanleitung waren. Ein paar Tage später flog Kate nach Mexiko, traf einen Anwalt und bekam den USB-Stick mit einer Videodatei zurück. «El Chapo» sitzt auf einem Stuhl, trägt ein blaues Batikhemd wahrscheinlich aus Polyester, eine Mütze und beantwortet Fragen. Ob er gewalttätig sei? «No, Sir.» Ob er die Welt verändern möchte? «Für mich ist sie okay, ich bin glücklich.» – «Träumen Sie?» – «Ja, so, wie es halt normal ist. Aber nicht täglich.» – «Mögen Sie die Freiheit?» – «Oh ja. Freiheit ist wunderbar.» – «Hört das mal auf mit den Drogen auf der Welt?» – «Nein, nie, es gibt ja immer mehr Menschen.»

Jetzt, wo Penn das Interview hat, lässt er del Castillo stehen wie einen Tequila, den er zwar bestellt hat, aber, weil er ihn nicht mehr mag, nur noch daran nippt. Kate fühlt sich ausgenutzt, missbraucht auch. Inzwischen schreien sie sich am Telefon an oder legen einfach auf. Sie feiern Silvester noch zusammen, aber ihre Be-

ziehung ist schon längst wie eine Rakete ohne Zündstoff. Am 7. Januar 2016 zeigt Penn del Castillo die finale Version des Interviews. Sie treffen sich im Hotel «Sunset Tower» am Sunset Boulevard in Los Angeles. Sie liest es und wird wütend. Penn schreibt von Polizeikontrollen, die sie durchgewinkt hätten, und Leichen, die den Weg gepflastert haben sollen. Sie fürchtet, «El Chapo» würde ihr die Gunst entziehen. Die Beziehung ist zu Ende.

Am 8. Januar wird «El Chapo» gefasst, zum letzten Mal. Eine Staatsanwältin sagt am Abend vor laufenden Kameras, dass die Verhaftung auch dem Besuch zweier Hollywoodstars zu verdanken sei. Del Castillo versteckt sich in ihrem Haus in den Hügeln, Penn lässt sich feiern. Del Castillos Chats gelangen an die Presse. Eine Liebesgeschichte wird daraus kreiert, sie sollen ein Paar gewesen sein, Kate schwanger. Die mexikanische Regierung erlässt einen Haftbefehl gegen sie wegen Rechtsbehinderung und Geldwäsche. Ihr Laptop wird beschlagnahmt. Penn kommt ungeschoren davon, er wird als Journalist eingestuft, der das Recht hat, Drogenbosse zu interviewen. Am 19. Januar wird «El Chapo» an die USA ausgeliefert, jenem Tag, an dem Trump Präsident wird. Die Mexikaner wollen Trump gnädig stimmen und hoffen, dass er sich das mit der Grenzmauer nochmals überlegt.

Es wird still um Penn und um «El Chapo». Penn spielt in einem unauffälligen Film die Hauptrolle, «El Chapo» setzt die Isolationshaft zu. Del Castillo macht Karriere, hier eine Serie, dort eine, der Tequila fliesst so stetig wie die Drogen über die Grenze, sie lässt ihre Hüllen für *Playboy* fallen. Es ist natürlich die bis anhin beste Rolle im Film ihres Lebens. Wenn sie gefragt wird, wie das so war mit «El Chapo», sagt sie tatsächlich: «Er war ein Gentleman. Aber ich habe deswegen meine Freiheit verloren.»

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

worker jobs.ch



Die Bibel

Noch keine Zeit für Gott?

Von Peter Ruch

Juble laut, Tochter Zion, jauchze, Tochter Jerusalem, *sieh, dein König kommt zu dir, gerecht und siegreich ist er* (Sacharja 9,9). Dieser Spruch leitet traditionsgemäss den Advent und damit das neue Kirchenjahr ein. Der Prophet Sacharja lebte über 500 Jahre vor der Geburt Christi. Nachdem die Juden damals drei Generationen im Exil verbracht hatten, erlaubte der persische Kaiser Dareios I. die Rückkehr und den Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem. Die Stadt wird poetisch «Tochter Zion» genannt. Bekanntlich hatten andere Propheten – zum Beispiel Jesaja und Hosea – den Tempel mit allem Drum und Dran heftig kritisiert. Anders Sacharja: Er engagierte sich für den Wiederaufbau des Tempels. Prophetische Botschaften können je nach Situation unterschiedlich sein. Hatte Jesaja gegen den König gestritten, der aus mangelndem Gottvertrauen fragwürdige politische Bündnisse geschlossen hatte, so war Sacharja mit einer Bevölkerung konfrontiert, die sich politisch sicher fühlte, doch unter wirtschaftlicher Schwäche litt. Für einen Neubau des Tempels fehlten Geld, Zeit und Interesse. Der Gottesglaube erschien als kulturelle Verzierung, die man beiseite liess, solange andere Probleme zu lösen waren. Vielleicht später, aber nicht jetzt.

Gegen diesen Aufschub verkündete Sacharja das unmittelbare Kommen Gottes. Es war eine Umbruchphase, was die geistige Orientierung erschwerte. Sacharja, wie übrigens auch der Prophet Haggai, gab zu verstehen, dass die Nacht vorgerückt und der Tag nahe herbeigekommen ist. Das Vertrauen auf die Nähe Gottes ordnet die Prioritäten. Auch heute. Wer mit Gottes Kommen rechnet, ist den nervösen Informationen und den scheinbar dramatischen Ereignissen besser gewachsen. Niemand braucht sich abzuschotten, doch darf sich jeder und jede darauf verlassen, dass Gott nach aller Wirrnis das Steuer übernimmt. Die Heilsordnung ist in der oberen Welt bereits vorbereitet. Das bekannte Adventslied «Tochter Zion, freue dich» von Georg Friedrich Händel vermag diese frohe Hoffnung zu vermitteln.

Peter Ruch war reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Rebellische Dominanz: Wiktor (Tomasz Kot) und Zula (Joanna Kulig) in «Cold War».

Kino

Der Schürfer und das Gold

In der Lovestory «Cold War» wird auf Farbe verzichtet, das Schwarzweiss entwickelt sich zu einem Hochamt der Ästhetik.

Von Wolfram Knorr

Was für ein Genuss! Statt der sich ständig übertrumpfenden Prunkstücke loderner Farben ein Film im anachronistischen Schwarzweiss, jener «Beschränkung», die aus der Steinzeit des Mediums stammt und viele deshalb meiden; schliesslich befinden wir uns in der Epoche der High-Definition-Farbvöllerei. Ich bin seit je ein Fan dieser uralten Wiedergabeform, deren besonderer Reiz allmählich wieder im Kommen ist, wie sich etwa an Alfonso Cuaróns «Roma» ablesen lässt, einem Meisterwerk, das in Venedig ausgezeichnet wurde und bald auch hier in den Kinos laufen wird. Ein anderer Meister auf diesem Gebiet ist der Pole Pawel Pawlikowski, der schon 2014 mit dem Drama «Ida» Aufsehen erregte und den Oscar in der Kategorie «Bester fremdsprachiger Film» erhielt. Vielleicht nicht an der Kasse, aber in der kulturellen Wertschätzung wird also das gute alte Schwarzweiss auf jeden Fall wieder Aufsehen erregen.

In seinem jüngsten Opus, «Cold War», arbeitet Pawlikowski abermals mit der «Farblosigkeit» der Altvordern und verwandelt sie in betörendes Augengift. Nur wenige Jahre nach Kriegsende, in der Zeit des polnischen Wiederaufbaus, reisen der Komponist Wiktor (Tomasz Kot) und seine Kollegin Irena (Agata Kulesza) auf der Suche nach versteckten Gesangstalenten durch die Provinz. In einem halbverfallenen

Ex-Herrschaftshaus treten die geeigneten Kandidaten auf, auch Zula (Joanna Kulig), in die sich Wiktor sofort verliebt. Mit ihrer rebellischen Dominanz wird sie Mittelpunkt eines von Wiktor gegründeten Ensembles, das mit beeindruckenden Auftritten zum kulturellen Selbstbewusstseins des Landes beitragen will. Das wiederum ruft die Apparatschiks auf den Plan, die von Wiktor und seiner Truppe mehr staatlich gesinnte, stalinistische Heldengesänge verlangen. Wiktor hat davon bald die Nase voll und will, während eines Gastspiels in Berlin, mit Zula in den Westen. Doch die Geliebte kommt nicht. Er geht alleine und macht als Jazzkomponist in Paris halbwegs Karriere. Jahre später taucht auch Zula auf, und ihrer Liebe stünde eigentlich nichts mehr im Weg. Doch auch sie macht Karriere, und der Erfolg beider lässt den Glanz ihrer gegenseitigen Zuneigung stumpf werden.

Wiktor und Zula wirken wie zwei Gestalten, die aus der mythenhaften polnischen Volksmusik hervorgehen, sich aber ernüchert in der Wirklichkeit wiederfinden und erst durch den ideologischen, sodann durch den kommerziellen Betrieb ihres Idealismus beraubt werden. Betroffene des Kalten Kriegs, deren Liebe auf dem Altar der Ideologien geopfert wird. Und so beginnt denn auch «Cold War» ganz «erdig», im schlammigen Grau aufgeworfener Äcker und zermürbter Landschaften. Hier suchen

Wiktor und seine Kollegin mit ihrem Aufnahmegerät wie mit einem Echolot zwischen Bauernstolz, Armut und Melancholie in den Volksliedern eine verschüttete Identität, und hier begegnen sich Wiktor und Zula, der Schürfer und das Gold. Je mehr die Partei den Erfolg des Ensembles zu manipulieren versucht und die Liebe des Paares auf die Probe stellt, desto grauer – aschgrau, müde und müde – wird das Bild, das in Paris schliesslich die reizvolle Ästhetik der Nouvelle Vague annimmt.

Wie Pawel Pawlikowski (der auch das Drehbuch schrieb) und sein Kameramann Lukasz Zal schwarzweisse Nuancierungen in Gefühle umsetzen, ist ein visuelles Hochamt; und wenn die Liebe zwischen Wiktor und Zula gegen Ende sich ins Surreale steigert, wird das Bild immer ausgebleichter, gleisnerischer. Schwarzweiss gewinnt, gerade als Kontrast der herrschenden Farb-Blendereien, seine magische Kraft zurück. Schwarzweiss hat das Zeug, in Zeiten der barock-bunten Leinwände wieder richtig zu verzaubern. ★★★★★

Weitere Premieren

Disobedience — Ihr Vater, ein angesehener Rabbiner, stirbt, und Ronit Krushka (Rachel Weisz) kehrt in ihre alte jüdisch-orthodoxe Gemeinde in London zurück. Mutig, denn diese hat sie einst verstossen, weil sie ihre Freundin Esti (Rachel McAdams) liebte. Eine solche Beziehung wird nicht geduldet. Mehr als frostig ist folglich die Wiederaufnahme, selbst ihr Cousin Dovid (Alessandro Nivola), einst ein prima Kumpel, verweigert den Begrüssungskuss. Als Ronit erfährt, dass Dovid Estis Gatte ist, ist die Spannung zwischen Esti, Ronit und Dovid fast mit Händen zu greifen; bei jedem Blick herrscht eine knisternde Atmosphäre. Dass zwischen den Freundinnen, sobald sie mal alleine sind, altes Begehren wieder ausbricht, führt die beiden in ihrem von der Gemeinde verdrängten Konflikt in heillose Situationen zwischen Pflicht und Neigung. Der chilenische Regisseur Sebastián Lelio («Una Mujer Fantástica») verfilmte für seinen ersten englischsprachigen Film den gleichnamigen Roman von Naomi Alderman, der sich des alten «Puppenheim»-Musters bedient, dieses aber in einer



Zwischen Pflicht und Neigung: «Disobedience».

lesbischen Liebe gipfeln lässt. Bis auf den arg verkitschten Schluss besticht die Regie durch ihr ausgeprägtes Gefühl für suggestive, psychologische Momente zwischen den Protagonisten. Nur Dovid's Rolle bleibt ein wenig in der Schwebel. Obwohl er von der Beziehung wusste, heiratete er trotzdem Esti. Aus Karrieregründen? Weil er die besten Aussichten hat, die Nachfolge des verstorbenen Rabbi anzutreten? Leider fällt sein Verhalten dem Konflikt der beiden Frauen zum Opfer. Das Psycho-Spiel aber ist hervorragend besetzt. ★★★★★



Berührungssängste: «Touch Me Not».

Touch Me Not — Bei diesem Film scheiden sich nun wirklich die Geister. Auf der Berlinale liefen sie in Scharen aus der Vorstellung, dennoch erhielt er den Goldenen Bären. Entsetzen und Ekel auf der einen Seite, unglaubliche Offenheit und kühne Ästhetik auf der anderen – und dazwischen? Mal ehrlich: Das halbdokumentarische Konzept über Körperspiele, Berührungen und Berührungssängste, also über Sexualität, im käsig-sterilen Laborstil ist stinklangweilig. Und die verkrampfte Erhabenheitspose der Regisseurin Adina Pintilie, ihr Anliegen auch an Behinderten zu demonstrieren, wirkt nicht aufrichtig, erinnert eher an «Freaks» (1932). ★★★★★

Knorr's Liste

1	Leto Regie: Kirill Serebrennikow	★★★★★
2	Juliet, Naked Regie: Jesse Peretz	★★★★★
3	Liquid Truth Regie: Carolina Jabor	★★★★★
4	Female Pleasure Regie: Barbara Miller	★★★★★
5	25 km/h Regie: Markus Goller	★★★★★
6	Wolkenbruchs... Regie: Michael Steiner	★★★★★
7	Woman At War Regie: Benedikt Erlingsson	★★★★★
8	Bohemian Rhapsody Regie: Bryan Singer	★★★★★
9	The Girl in the Spider's Web Regie: Fede Alvarez	★★★★☆
10	First Man Regie: Damien Chazelle	★★★★☆

Jazz

Voran zu den Wurzeln

Von Peter Rüedi

Eine der aufregendsten CDs des Jahres macht einen ziemlich abstrakten Satz von Friedrich Dürrenmatt sinnfälliger, der sinngemäss so geht: «Die Gegenwart ist ein Punkt, durch den die Zukunft in die Vergangenheit gerissen wird.» Respektive, etwas genauer, dessen Umkehrung: In der kreativen, improvisierten Musik, genannt Jazz, wird Vergangenes oft in etwas Neues, Zukünftiges gerissen. Drummer Andrew Cyrille, 1939 geboren in Brooklyn, in seinen frühen Jahren ein Schüler der Bebop-Idole Max Roach und Philly Joe Jones, wurde musikalisch in den Jahren des Hardbop, in den Fünfigern und den beginnenden Sechzigern, musikalisch sozialisiert, und diese *formation* verleugnete er auch nie, als er sich so ab 1965 im Umkreis der Chicago-Avantgarde (AACM) in freiere, vom Metrum weiter entfernte Spielweisen zu emanzipieren begann. Während zwölf Jahren war er der Partner von Cecil Taylor. Seine Perkussion wurde zusehends fragmentarischer und sparsamer, schwebender, ohne ihren Puls zu verlieren. Aber, wie er selbst sagt: «Time hat mehr mit Feeling als mit Metrum zu tun. Wie im frühen Blues.» Das ist die Sphäre, aus der auch sein Partner stammt, der Trompeter Wadada Leo Smith (*1941), in dessen Elternhaus Blues-Grössen wie «Little Bill» Wallace und B.B. King verkehrten. Diese «Roots» prägten sein Spiel noch, als er, ebenfalls im Umkreis der AACM, als Free Jazzer wenigstens unter Insidern bekannt wurde.

Erst jetzt wurde aus diesem ebenso fundamental expressiven, ebenso kruden wie finesenreich poetischen Trompeter eine Art späterer Star. «Creative music ist the oldest music on the planet», sagt er, und die jüngste Kooperation mit seinem alten Partner Cyrille ist, obwohl eine ganz originale, neue, vitale und nachdenkliche Musik, auch dort vom Blues durchtränkt, wo sie formal keinem Blues-Schema folgt. Der dritte Mann in der Band ist der bis fast zur Selbstaufgabe sparsame Gitarrist Bill Frisell. Freiräume, ökonomisches Raffinement und intensivste Sensibilität der Interaktion machen überhaupt die ungewöhnliche Spannung dieser behutsamen, ebenso gewichtigen wie fliegend leichten Musik aus.



Andrew Cyrille:
Lebroba.
ECM 2589

Christliche Sklavin im Harem

Von Korsaren auf hoher See überwältigt, wurde die Holländerin Maria ter Meetelen zum Sultan von Marokko verschleppt. Gehorchte sie den Wünschen des Herrschers nicht, würde sie gefoltert, bevor man sie lebendigen Leibes verbrennen würde. Da verlegte sich Maria auf eine List. *Von Giles Milton*

Die 24-jährige Maria ter Meetelen hatte bereits mehr Abenteuer hinter sich, als den meisten Menschen in ihrem ganzen Leben widerfahren: Sie hatte 1721, als Mann verkleidet, Amsterdam verlassen, wo sie 1704 geboren worden war, und Frankreich und Spanien bereist.

Als Nächstes war sie in der spanischen Stadt Vitoria als Dragoner in die Armee eingetreten, was aber nicht sehr lang funktionierte, «da sich herausstellte, dass ich nicht die Person war, als die ich registriert war». 1728 gab sie ihre verschiedenen Verkleidungen auf und heiratete einen holländischen Matrosen namens Claes van der Meer.

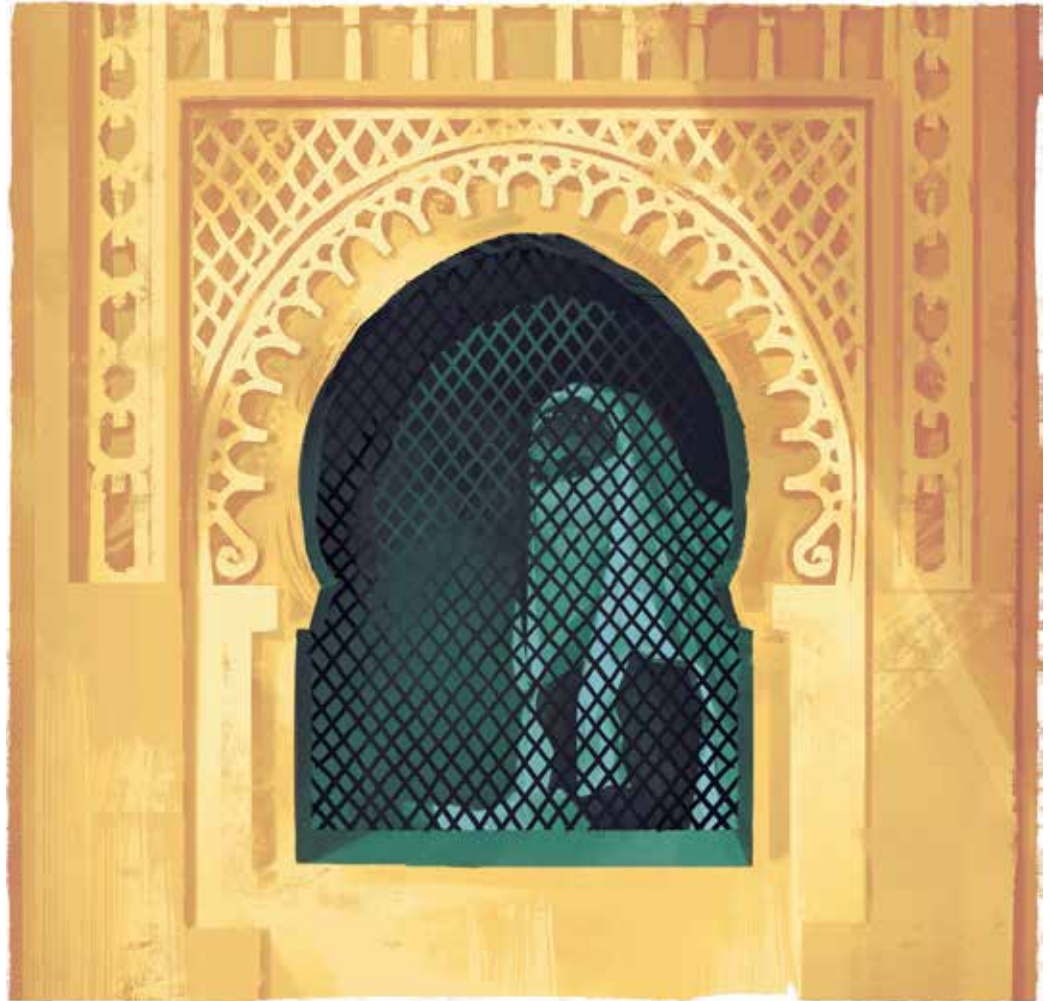
Die beiden beschlossen nach einiger Zeit, in die Niederlande zurückzukehren, und stachen im Sommer 1731 von Cádiz aus in See. Sie hofften, binnen eines Monats zu Hause zu sein. Wie sich herausstellte, dauerte es für Maria etwas länger. Als das Schiff die portugiesische Küste entlangfuhr, wurde es von Barbaresken-Korsaren, also nordafrikanischen Piraten, angegriffen. Widerstand war zwecklos, da an Bord des holländischen Schiffs nur sieben Mann Besatzung und vier Passagiere waren. Gegen 150 Korsaren hatten sie keine Chance.

Maria wurde überwältigt, gefesselt und gefangen genommen. Damit sollten sich ihr Leben und ihr Schicksal gründlich ändern. Mit ihrem Mann und ihren Schiffskameraden wurde sie am 31. Juli 1731 in Salé (Marokko) an Land gebracht. Dann ging es zu Fuss nach Meknès, der damaligen Hauptstadt des Sultanats Marokko.

Binnen weniger Tage nach der Ankunft in Nordafrika starb Marias Mann, was ihre Lage verschlimmerte: Nun bestand die Gefahr, dass sie zwangsweise in den Harem des Sultans gesteckt würde, «denn laut der Bevölkerung dieses Landes war ich jung und schön».

Schon bald wurde sie in den Palast des für seine Verkommenheit berühmten Sultans Mulai Abdallah geleitet. «Ich fand mich vor dem Sultan wieder», schrieb sie, «in einem Gemach, wo er mit fünfzig seiner Frauen lag, von denen eine schöner als die andere war. Sie waren wie Göttinnen gekleidet und wahrlich umwerfend. Jede hatte ein Instrument, und sie spielten und sangen.»

Der Harem war streng hierarchisch aufgeteilt: Vier Hauptfrauen des Sultans sassen ihm gegenüber, «sie glänzten vor Gold und Silber



Gefährliche Welt der Halbfreiheit: Maria ter Meetelen.

und edlen Perlen». Sie trugen auch goldene Kronen, die mit Edelsteinen verziert waren, und ihre Finger waren mit Goldringen geschmückt.

Von den Frauen wanderte Marias Blick zum Sultan. Er war der Inbegriff der Dekadenz. «Sein Kopf ruhte auf dem Schoss einer seiner Frauen, seine Füße ruhten auf dem Schoss einer anderen; eine dritte sass hinter ihm, eine vierte vor ihm, und alle liebten ihn.»

Als der Sultan Maria kommen sah, hiess er die Zither spielenden Frauen aufhören. «Er befahl mir, näher zu kommen, mich zu setzen und Zither zu spielen.»

Von ihr bezaubert, befahl er ihr, «Türkin zu werden» und in seinen Harem einzutreten. Maria weigerte sich, sich zum Islam zu bekehren, und wurde von einer seiner Frauen weggeführt.

«Diese Frau», schrieb Maria, «hatte eine einzige Aufgabe: junge Jungfrauen für den

Sultan vorzubereiten, denn er verlangte jeden Freitag nach einer Jungfrau.»

Man warnte Maria: Gehorchte sie den Wünschen des Sultans nicht, würde sie geschunden und auf andere Weise gefoltert, bevor man sie lebendigen Leibes verbrennen würde.

Maria verlegte sich auf eine List und erzählte den Frauen des Sultans, sie könne nicht in den Harem eintreten, da sie schwanger sei. Damit gewann sie deren Mitgefühl, und auf die Gefahr hin, in Ungnade zu fallen, setzten sie sich beim Sultan für sie ein. Dieser gestattete ihr schliesslich, den Vater ihres Kindes zu heiraten.

Nun musste Maria rasch reagieren. Sie hatte einen der holländischen Sklaven im Auge, einen Mann namens Pieter Janszoon. Nachdem sie ihm ihre Notlage geschildert hatte, bat sie ihn, sie zu heiraten.

Janszoon sträubte sich, denn Freunde und Familie hatten Lösegeld für ihn zusammen-

getragen, und er sollte bald freigelassen werden. Doch Maria war so hartnäckig, dass er schliesslich einwilligte und die beiden von einem dort lebenden katholischen Priester verheiratet wurden.

Maria hinterliess eine eindringliche Beschreibung der Lebensbedingungen der europäischen Sklaven: «Sie mussten in der brütenden Hitze härteste Arbeit verrichten, graben und in den Steinbrüchen arbeiten, und bekamen dafür nur ein winziges Brötchen und manchmal nicht einmal das.»

Pieter war nunmehr kein Sklave mehr, da sein Lösegeld endlich in Marokko eingetroffen war. Marias Status hingegen war zweifelhaft: Sie lebte in einer gefährlichen Welt der Halbfreiheit.

Doch ihrer eingeschränkten Bewegungsfreiheit zum Trotz erwiesen sich die beiden als ungewöhnlich rührig: Da das islamische Alkoholverbot für christliche Sklaven nicht galt, eröffneten Pieter und Maria in dem Viertel, wo die Sklaven wohnten, eine Schenke. Diese verschaffte ihnen ein gewisses Einkommen, doch jahrelang war ihre Existenz alles andere als gesichert. Maria nutzte jede Gelegenheit, um sich bei den Frauen des Sultans einzuschmeicheln, und ihr Erfolg am Hof erfüllte ihre versklavten Landsleute mit Neid.

Im Jahre 1743 wurde Maria aufgrund einer von Holland ausgehandelten Lösegeldvereinbarung endlich freigelassen. Als sie und ihr Mann in die Niederlande zurückkehrten, hatten sie zwölf Jahre in Gefangenschaft verbracht. Maria, Pieter und ihre acht Kinder liessen sich in der Stadt Medemblik nieder, aber nach zwei Jahren Sesshaftigkeit heuerte Pieter für eine Reise nach Ostindien an, von welcher er nie zurückkehrte.

1748 veröffentlichte Maria ihre Erinnerungen an das Leben in Gefangenschaft. Sie sind eine der bemerkenswertesten (und am wenigsten bekannten) Darstellungen des Lebens europäischer Sklaven.

Der Rest ihres Lebens wurde von weiteren Schicksalsschlägen gezeichnet: Nachdem ihr Mann in Ostindien gestorben war, starben auch alle ihre Kinder. Maria beschloss, Holland endgültig zu verlassen und in Südafrika ein neues Leben zu beginnen.

Dort ist sie vermutlich gestorben, denn man hat nie wieder etwas von ihr gehört.

Giles Milton, 52, ist Historiker und Bestsellerautor. Seine Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Er schreibt an dieser Stelle wöchentlich über «Mysterien der Weltgeschichte». Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund. www.gilesmilton.com

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Nächste Folge: «Die geheimste Adresse der Welt»



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Ich habe grosse Mühe mit meinem Chef. Für mich ist er eine Fehlbesetzung. Sein Handeln beziehungsweise sein Nicht-handeln schadet meiner Meinung nach der Firma. Bringe ich Verbesserungsvorschläge ein, stosse ich auf taube Ohren. Ich überlege mir, den Vorgesetzten meines Chefs zu informieren, fürchte allerdings, dass dies als «Petzen» oder «Schlechtmachen» wahrgenommen wird. Was empfehlen Sie mir?

Jonas N., Frick

Was Sie beschreiben, ist eine nicht seltene Angelegenheit. Viele Angestellte haben Mühe mit ihrem Chef. Das kann so weit gehen wie in Ihrem Fall: dass man sogar findet, er sei eine Fehlbesetzung und der Firma schädlich.

Anscheinend haben Sie versucht, sich Gehör zu verschaffen, doch Ihre sauber begründeten Verbesserungsvorschläge, die Sie eingereicht haben, sind übergangen worden. Was nun?

In dieser Situation kommt jetzt die wichtige Entscheidung für Sie: Wenn Sie

es ernst meinen und alles tun müssen, um den Schaden von der Firma abzuwenden, und es gibt nichts mehr anderes, als den Vorgesetzten Ihres Chefs zu informieren, dann müssen Sie es tun.

Allerdings müssen Sie dann auch in Kauf nehmen, dass Sie als «Verrätscher» oder als «Miesmacher» gelten. Im Extremfall kann das zum Verlust Ihrer An-

Sie müssen dann auch in Kauf nehmen, als «Verrätscher» oder «Miesmacher» zu gelten.

stellung führen. Im Arbeitszeugnis würde es dann heissen, der Mitarbeiter habe «wegen unüberbrückbaren Differenzen» die Firma verlassen.

Falls Sie jedoch nicht bereit sind, dieses Risiko auf sich zu nehmen, bleibt Ihnen nichts anderes übrig, als an Ihrem Arbeitsplatz das zu tun, was Ihr Chef verlangt. Und zwar auch dann, wenn Sie es falsch finden.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Gewinner der Woche

Auf Freiersfüssen

Der Wert einer fusionierten Firma ist manchmal grösser als die Summe der beiden Einzelwerte. Darauf spekulieren derzeit die Aktionäre in der Schweizer Logistikbranche. Seitdem Detlef Trefzger, Chef von Kühne + Nagel International, gegenüber der *Finanz und Wirtschaft* am 24. November die Möglichkeit durchscheinen liess, den kleineren Konkurrenten Panalpina zu übernehmen, haben die Kurse beider Aktien gehörig angezogen. Tage zuvor hatte Trefzger in einem Interview gesagt, man suche «transformierende» Übernahmekandidaten und er könne sich «einen grossen Deal» vorstellen, um die «Digital-Kompetenzen zu erhöhen» oder um «einen starken Asienfokus» zu setzen. Die weltweite Logistikbranche leidet an Überkapazitäten. Aus diesem Grund erhoffen sich die Investoren

Aktienkurs von Kühne + Nagel

Vom 20. bis 27. November 2018, in Franken



QUELLE: SIX

Synergieeffekte bei der Verschmelzung von Firmen. Ob es tatsächlich zu einer Heirat von Kühne + Nagel mit Panalpina kommt, ist aber alles andere als sicher. Panalpina lehnte die Avancen in ersten Stellungnahmen ab. *Florian Schwab*



Thiel

Klimaforscher

Von Andreas Thiel

Sektenforscher: Sie verkünden Horrorszenarien, die wir sonst nur von Sekten kennen. Die Klimaforschung verkündet seit Jahrzehnten den Weltuntergang, ohne dass ein solcher eintritt.

Klimaforscher: Die Sekten verdienen damit Geld. Wir hingegen betreiben bloss Forschung und teilen unsere Erkenntnisse.

Sektenforscher: Trotzdem erstaunt es, wie weit daneben Sie mit Ihren Zukunftsprognosen liegen.

Klimaforscher: Das ist ja das Bedrohliche am Klima, dass es sich nicht mehr nach unserer Vorhersage richtet.

Sektenforscher: Diesen kalten Herbst beispielsweise hat während des ganzen Sommers kein einziger Klimaforscher vorausgesagt.

Klimaforscher: Die Kälte hat die Klimaforschung völlig unvorbereitet getroffen. Nach dem langen, heissen Sommer waren wir nicht auf einen solchen Wetterumschwung vorbereitet.

Sektenforscher: Letztes Jahr wurde es ja auch plötzlich so kalt im Winter.

Klimaforscher: Ja, auch letztes Jahr hat uns der Winter völlig überrascht. Er fiel kälter aus, als wir aufgrund der Temperaturen im Sommer angenommen hatten.

Sektenforscher: Ja, und auch schon im vorherigen Jahr wurde es im Winter kalt.

Klimaforscher: Diese kalten Winter sind ein Rätsel. Jedes Mal, wenn es so lange warm gewesen ist, dass wir – statistisch gesehen – davon ausgehen müssen, dass die Temperaturen längerfristig steigen, kommt plötzlich ein Wetterumschwung dazwischen, und es wird unerwartet kalt. Ich gebe zu, dass wir damit nicht gerechnet haben. Aber im Endeffekt unterstützt das nur unsere These, dass sich das Klima verändert.

Sektenforscher: Und was wollt ihr Klimaforscher uns damit eigentlich genau sagen? Dass sich das Klima wie schon immer ständig verändert?

Klimaforscher: Nein, dass wir mehr Geld brauchen.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Hohelied der Freundschaft

Grosse Feier der Schweizer Freunde des Israel-Museums im Zürcher Kunsthaus; Buchpremiere «Schweizer Fleischküche» in Rapperswil. Von Hildegard Schwaninger

Der Gala-Abend der Schweizer Freunde des Israel-Museums fand am Montag im Kunsthaus Zürich statt. Das Israel-Museum in Jerusalem, die grösste kulturelle Institution des Landes, gegründet 1965, ist eine Erfolgsgeschichte: eine Million Besucher im Jahr (bei einer Population von acht Millionen), und «Friends of the Israel Museum» gibt es in 17 Ländern (Brasilien, Frankreich, Deutschland, Italien, USA etc.). Die Präsidenten der Freunde-Vereinigung in der Schweiz sind Lori Spector und Max Lang, Ehrenpräsident ist Werner Merzbacher, der grosse Kunstsammler und Mäzen, der – heute neunzig Jahre alt – am Abend im Kunsthaus anwesend war. Er sass mit ein paar hübschen Frauen am Tisch, mit Carole Hofmann, die Board-Member ist, und Andrea Rinderknecht, die mit ihrem Mann, Anwalt und Lindt-&-Sprüngli-Verwaltungsrat Thomas Rinderknecht, da war. Jacob Keidar, Israel-Botschafter in Bern, war mit seiner Frau Osnat an Merzbachers Tisch, begrüßte die Gäste: «Ich bin aus Jerusalem, das Museum liegt mir am Herzen.»

Verlegerin und Philanthropin Ellen Ringier war mit ihrem Mann Michael Ringier, auch Kunstsammler, da. Sie sass zwischen James Snyder, der zehn Jahre lang Direktor des Museums war, und seinem Nachfolger Ido Bruno, der das Museum seit einem Jahr führt. Bruno: «Ich bin aus Jerusalem, meine Mutter nahm mich mit vier Jahren erstmals ins Museum mit, die Wertschätzung von Kunst sollte man Kin-

dern früh beibringen.» Nächste Ausstellungen im Museum: «Russische Avantgarde», «Maimonides», «From Pan [der griechische Gott mit der Panflöte] to Peter Pan».

Didier Bollag und seine Frau Vera, emeritierte Präsidenten der Swiss Friends of the Israel Museum, bringen die Essenz des Museums auf den Punkt: «7000 Jahre Menschheitsgeschichte, komprimiert unter einem Dach.» Ein Sammler aus London war da: Guy Nagggar (nagggar heisst Tischler, auf Hebräisch und auf Aramäisch), der Investor, mit seiner Frau Marion Nagggar, die seit 44 Jahren im Vorstand der internationalen Freunde des Israel-Museums ist. Guy Nagggar sammelt leidenschaftlich (Präferenzen: Egon Schiele und livres d'artiste, er besitzt 600 davon).

Dirk Boll, der lange Direktor von Christie's in Zürich war (heute ist er Professor, Doktor und in London), ist auch Board Member, er machte mit Stefan Puttaert von Sotheby's die Auktion. Thomas Rinderknecht ersteigerte für 5500 Franken die «Tel Aviv Experience – Art & Food», ein Tel-Aviv-Erlebnis für zehn Personen. Modelady Beatrice Dreher (wieder solo, sie hat sich von Freund Andreas nach fünf Jahren getrennt) ersteigerte das Diamanten-Halsband «Lips» für 8500 Franken. Für das kulinarische Erlebnis im «Gül Restoran», einem türkischen Restaurant, das 2019 in Zürich eröffnet wird und laut Besitzerin Elif Oskan das «hottest new restaurant in town» werden soll, wurden 6500 Franken hingelegt.



Fast verliebt

Mannsgeruch

Von Claudia Schumacher

Bei der Frage, wie Mann eine Frau rumkriegt, geht gerne das Wichtigste vergessen. Sixpack, Manieren, Humor – oder die Sache mit der Einfühlsamkeit und dem Zuhören? Ja, schön und gut, aber: Stimmt

das Entscheidende nicht, können Sie einer Frau lange zuhören – ausziehen wird sie sich trotzdem nicht.

Klar: Dass Gerüche auf der Triebebene entscheiden, wissen wir. Aber wie gross der Gestaltungsspielraum hier ist, wissen die wenigsten. Das Gegenüber lässt sich nämlich regelrecht an der Nase herumführen. Vielleicht denken Sie jetzt: «Meinen körpereigenen Geruch kann ich leider nicht beeinflussen» – falsch! Nicht nur das Gegenüber, auch der eigene Geruch lässt sich manipulieren. Auf zwei Ebenen.

Zunächst, ganz einfach: durch den Geruch, den Sie sich aufsprühen. Als 13-Jährige verfiel ich für die Dauer eines Klassenlagers einmal einem Mitschüler. Ausschliesslich deshalb, weil er roch, wie ich mir damals einen Mann vorstellte. Ich tippe auf ein billiges Deo mit einem Löwen oder einer Feuersbrunst drauf



Museumsdirektor Bruno (l.), Vorgänger Snyder.



Lebensfreude: Quarter to Africa im Kunsthaus.



«Essen und Kultur»: Autor Merz.

Tatjana Davidoff und Ariel Goekmen ersteigerten ein Weekend im «Chedi Andermatt».

Das koschere Essen, das die Gäste begeisterte (Tuna, Beef Short Ribs, Baby Pumpkin, Raspberry Sorbet), kam von Schalom Catering. Die Stimmung war sehr herzlich und – nach dem Diner, als Quarter to Africa, sechs junge Musiker aus Israel, einheizten – ausgelassen. Die Gäste standen auf und tanzten. Kunsthaus-Direktor **Christopher Becker** kam kurz vorbei und strahlte über das ganze Gesicht – so viel Lebensfreude sieht er auch nicht jeden Tag.

Unter den Gästen: Kunstsammler **Rolf Weinberg** (früher Mode) und **Margit Weinberg**, Galeristin **Eva Presenhuber**, Cashmere-Lady **Sabine Parenti**, **Cyril** und **Corinne Koller** (Galerie Koller), Investor **Daniel Gutenberg** mit **Sharon**, Rechtsanwalt **Michel Haymann** mit **Feiga**, Ärztin **Yonat Floersheim**, Board-Member und Investor **Benedikt Kaiser** (Family Office), **Yves Kugelman**, Herausgeber und Chefredaktor von *Tachles*.

Während man im Kunsthaus koscher ass, frönte man im «Jakob» in Rapperswil den Würsten. Die Zeitschrift *Landliebe* lud zur Buchpremiere von «Schweizer Fleischküche». Der Journalist **Michael Merz** ist ein Musenfreund (Musik, Theater, Ballett), betont aber gern seine Herkunft als «Metzgerssohn», schreibt über Kulinarik und hat sich als Gastro-Kritiker einen Namen gemacht. Seine Lebenserfahrung: «Essen und Kultur gehören zusammen.» Der Bildband (Fotos: **Winfried Heinze**) ist eine Fundgrube für alles, was man übers Fleisch wissen will. Mit 84 Rezepten von Schweizer Spitzenköchen.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

und einer Werbung, wo weibliche Engel vom Himmel fallen oder Ähnliches. Der Junge hatte nicht nur ein speckiges Babyface, er war auch echt dämlich. Trotzdem suchte ich seine Nähe, und während wir Unterhaltungen führten, die er mit seinen Ansichten beherzt im Niveau drückte, atmete ich ihn begierig ein und wollte... glücklicherweise ging mein Hirn nicht ganz aus, und es blieb beim Beschnüffeln.

Als ich mich zuletzt als Erwachsene verliebte, spielte der Geruch ebenfalls eine starke Rolle. Ich roch den Mann – und wollte mir, prinzipiell, die Kleider vom Leib reissen. Klingt plump, ist aber so. Ich habe gerade sein Parfüm gegoogelt – und mich dabei peinlich ertappt gefühlt. Denn die Beschreibung des Dufts trifft wieder ziemlich genau das, was ich mir heute insgeheim unter einem Mann vorstelle: «Der Mythos eines ebenso virilen wie verletzlischen Helden findet seinen Ausdruck

in einem intensiven und subtilen aromatisch-ledrigen Duft. Ein einzigartiger Duft in einem schwarzen rechteckigen Flakon mit gewölbten Kanten. Symbol einer kraftvollen und empfindsamen Männlichkeit.»

Frauenwuschdenken, so leicht befriedigt: Der Mann, den ich will, ist aufsprühbar. Am Ende sind Frauen halt auch nur Tiere. Trotzdem trägt ein gutes Parfüm aber nur auf einer stimmigen Basis. Neben der Hygiene beeinflussen weitere Faktoren positiv den körpereigenen Geruch eines Mannes. Wissenschaftlich betrachtet, riechen sportliche Männer besser. Und die Ernährung ist wichtig. Hoher Fleischkonsum lässt Männer wider Erwarten für Frauen leider gar nicht animalisch riechen. Wer selten oder nie Fleisch isst, dafür aber viel Grünzeug und Früchte, wirkt laut Studien auf Frauen am anziehendsten.



Unten durch

Stromausfall

Von **Linus Reichlin**

Nehmen wir mal an, du trinkst abends gern mal ein Bierchen. Aber was du Bierchen nennst, nennt deine neue Freundin Alkoholismus. Sie sagt, sie habe die Flaschen gezählt, es seien vier. Du sagst, ja, aber es seien kleine Flaschen, du seist bereit, ihr zuliebe von jetzt an grosse Flaschen zu trinken, dann seien es nur zwei. Sie sagt, sie habe im Internet recherchiert, die Weltgesundheitsorganisation empfehle höchstens eine Flasche Bier pro Tag, mehr sei Alkoholismus. Du sagst, die Weltgesundheitsorganisation kümmerge sich, wie ihr Name schon sage, um die Gesundheit der Welt und die Schweiz sei nicht die Welt, sondern neutral. Das Schweizervolk habe deshalb in der Volksabstimmung vom 5. März 1998 beschlossen, dass der Bierkonsum in der Schweiz immer doppelt so hoch sein müsse wie die von der Weltgesundheitsorganisation empfohlene Menge.

Deine Freundin sagt, von dieser Volksabstimmung habe sie noch nie gehört. Sie sagt, China sei kein neutrales Land und trotzdem gelte dort die Regel, man solle einen Tag in der Woche, eine Woche pro Monat und einen Monat pro Jahr nichts trinken. Du sagst, in China gelte aber auch die Regel, dass man zwölf Monate im Jahr Schweinebauch essen solle, und dagegen laufe sie ja auch Amok: «Letztes Mal beim Chinesen hast du mir die Stäbchen zerbrochen, als ich *crispy pork belly* bestellt habe!» Sie sagt, ihr gehe es doch nur darum, dass du nicht vor ihr sterbest, sie wolle nicht allein alt werden: «Und in meiner Familie werden alle über neunzig, ich werde also sehr lange leben!» Aber ist es etwa dein Problem, dass ihre Eltern mit achtzig noch für den Halbmarathon trainieren? Sollst du extra auf alle Genüsse des Lebens verzichten, nur um mit der blödsinnig hohen Lebenserwartung deiner Freundin Schritt halten zu können? Wenn sie Angst hat, dass du vor ihr stirbst, soll sie sich doch einen Liebhaber von der Insel Okinawa suchen, dort leben die ältesten Männer der Welt. «Wir beide haben uns erst gerade kennengelernt», sagt sie, «und jetzt willst du schon, dass ich mir einen Liebhaber suche?» – «Nur als Ersatz für den Notfall», sagst du, «dann weisst du, dass du nicht allein bist, wenn

» Fortsetzung auf Seite 72

ich abtrete, und ich kann in Ruhe mein Feierabendbier trinken.» Dieser Zwang zur Langlebigkeit geht dir auf den Wecker! Keiner stellt mehr die Frage, was es der Gesellschaft eigentlich bringt, wenn jeder Trottel neunzig wird. Die Hälfte des Gesundheitsetats der Schweiz geht dafür drauf, die Eltern deiner Freundin mit dem Skalpell und ausgefeilten Physiotherapien fit zu machen für den nächsten Midnight-Marathon in Nordschweden. Die beiden gönnen sich so häufig eine Wellness-Operation, wie du ein Bier trinkst. Aber ihnen wird dafür auf die Schulter geklopft, in der Zeitung erscheint ihr Foto, wie sie nach der Ziellinie um Sauerstoff ringen, darunter steht: «Mit 82 noch rüstig und aktiv: Herr und Frau Rüdüsühi!».

Sie werden, um sich beim Zeitgeist lieb Kind zu machen, noch auf dem Totenbett eine fünf-Kilo-Hantel stemmen, bis zum letzten Atemzug werden sie sich *in shape* halten. Vielleicht gibt's auch bald Fitness-Totenbetten, die senkrecht stehen, und unter dem Sterbenden läuft ein Laufband: Immer schön in Bewegung bleiben, *à bout de souffle* im Paradies ankommen. Du hingegen wirst vielleicht gar nicht mehr begraben werden, weil auf deinem Totenschein steht: «Hat geraucht!!! Hat vier kleine Bier pro Tag getrunken!!! Nicht zu vergessen *crispy pork belly*!!! Ist selber schuld an seinem Tod!!!» Na und? Du weisst wenigstens, warum du stirbst, für die Eltern deiner Freundin hingegen ist der Tod so was Ähnliches wie ein Stromausfall – daran sind auch immer andere schuld. «Für einen Normalbürger ist es unmöglich, an einem Stromausfall schuld zu sein», sagst du, und deine Freundin sagt: «So was kann nur ein Alkoholiker sagen!»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Klassenwechsel

Von Peter Rüedi

Der Barbera ist der Proletarier unter den Weinen des Piemonts. Die ertragreiche Sorte, nach der Katastrophe des Methanol-Skandals von 1984, drastisch ausgedrückt, im Verschiss, hatte es gegen die Nobilitäten aus Nebbiolo, den Barolo und Barbaresco, ohnehin immer schwer, ähnlich wie der einst in der Region sehr beliebte fruchtig-charmante, wunderbare Dolcetto. Das liess einigen Querdenkern unter den kreativen Weinproduzenten des Piemonts, namentlich im Süden der Appellation, in der Gegend um Asti und im Monferrato, keine Ruhe. Sie versuchten, dem säurereichen und eher tanninarmen Barbera mit einem Ausbau in Barriques aufzuhelfen, zum Teil mit erstaunlichem Erfolg: Im Fall von Giacomo Bolognas Bricco dell'Uccellone gelang eine auch marketingmässig erfolgreiche veritable Nobilitierung des Barbera, der zuvor auch im Tessin noch vor dem Merlot der gängige Literwein am Bartresen gewesen war.

Noch zu Beginn der siebziger Jahre erntete der berühmte Emile Peynaud als Berater des Asti-Hauses Gancia nur Kopfschütteln, als er

den Ausbau von Barbera im Eichenholz vorschlug. Inzwischen ist der gang und gäbe: mit grossem Gewinn, wo die Weinmacher mit feinem Händchen Mass beweisen und mit den Toast-Aromen die attraktive Barbera-Frucht nicht totschiessen; mit zweifelhaftem Gelingen, wenn am Ende ein Wein wie eine über-schminkte Landpomeranze resultiert.

Die subtile Mitte, das rechte Mass hält die Azienda il Milin der Fratelli Rovero in San Marzanotto etwas südlich von Asti. Ihr Barbera d'Asti Gustin will sich weder in der Klasse der grossen Nebbioli spreizen, noch verharret er in den Niederungen der ehemaligen *Deckel*-Barberas aus Grossvaters Zeiten. Er ist ein respektabler, in guten Jahren grosser Wein mit einer handfest erdigen Bodenhaftung. Neben schwarzer und roter Frucht ein Hauch von Rosenaromen und etwas Leder. Und eine eigenwillige Resistenz am Gaumen und eine schöne Länge. Ein toller Wein für alle, die sich mit einem Schluck ein bisschen beschäftigen wollen – und mit dem nächsten überprüfen, ob ihre Vermutungen in die richtige Richtung gehen. Ein Wein auch, der als Begleiter von kräftigen Speisen nicht in die Knie bricht und einiges aushält. Kein Ranschmeisser also, der uns eine Locke auf der Glatze dreht. Aber, wenn wir sie erst entdecken, ein Barbera von beträchtlicher Eleganz. Die tönt uns nicht lauthals um die Ohren respektive an den Gaumen, sie ist diskret und also von einem natürlichen Charme. Das, meine ich, ist doch eine wahre Wohltat, angesichts so vieler aufgemotzt-penetranter Peinlichkeiten, mit denen uns die önologischen Parfümerien weltweit bedienen.

Azienda il Milin Fratelli Rovero Barbera d'Asti Superiore DOCG Gustin. 14%. Weinhandlung am Küferweg, Seon. Fr. 19.80. www.kueferweg.ch



Salz & Pfeffer

Ein In-Lokal in der Modestadt

Von Andreas Honegger

Paris ist die Stadt der Mode, und der Mode unterworfen ist auch die Wahl der Restaurants, in die «man» geht. Je nach Alters- und Kaufkraftklasse sind das ganz

andere Lokale. Seit einiger Zeit ist das Restaurant des «Hôtel Costes» an der Rue Saint-Honoré ein Treffpunkt derer, die gern modisch sind, aber nicht ständig teure Haute Cuisine in Anspruch nehmen wollen. Das Lokal ist mit seiner opulenten Innendekoration mit Säulen und Lampen eine Mischung eines englischen Klubs und des venezianischen «Caffè Florian»: schwere Leder- oder Plüschfauteuils, üppige Gemälde und bemalte Wände sowie schlossähnliche Decken. Mit dem Innenhof mit vielen Pflanzen kommt noch ein weiteres dekoratives Element dazu. Klar, dass die Gäste an dieser Strasse der Mode sich bemühen, der Eleganz des Ortes ihre Reverenz zu erweisen; die bildhübschen Serviererinnen legen mit ihren Sexy-Outfits die Latte aber schon hoch.

Auch das Essen erwies sich als der gesamten Inszenierung entsprechend. Foie gras und Ceviche zur Vorspeise und eine einfache, aber hinreissende *omelette plate* mit Steinpilzen

oder Rigatoni an Tomatensauce schmeckten hervorragend. Man fährt aber auch gut mit Langoustine *à la plancha* oder einer ganzen Seesunge – die man bei kleinem Hunger auch teilen kann. Die Karte umfasst zudem Rindsteak, Kalbskotelett mit Morcheln oder ein Poulet-Paillard für die ganz Linienbewussten. Die Desserts werden hier speziell gepflegt, sei das ein einfaches Eclair oder ein *feuilleté* mit Walderdbeeren – es lohnt sich schon beim Studium der Karte daran zu denken, dafür noch etwas Kapazität zu reservieren.

Noch ein Gratistipp von mir für Ehemänner und Begleiter: Essen Sie lange und gemütlich im «Costes», alle anderen Läden rundherum an der Rue Saint-Honoré sind viel, viel teurer!

Restaurant Costes, 239. rue Saint-Honoré, Paris. Tel. +33 1 42 44 50 00



Auto

Einfach angenehm

Harmonie und perfekte Balance sind entscheidende Werte für ein Fahrzeug. Wir fahren deshalb den Mazda CX-3. *Von David Schnapp*

Es gibt diese Art von Autos: Man steigt ein, drückt den Startknopf, legt den Gang ein, fährt los und fühlt sich wohl. So ein Auto ist der neue Mazda CX-3, ein unkomplizierter, unaufgeregter «urbaner SUV». Genau so gross, dass zwei Erwachsene (vorne) und zwei Kinder (hinten) gut Platz finden, und dabei genau so klein, dass man ihn auch in der ÖV-Velo-Ballenberg-Stadt Zürich in jede Lücke und jedes Parkhaus bringt.

Dieses Wohlgefühl, das mich schon auf den ersten Metern erfasst, verlässt mich während der zwei Wochen im CX-3 auch nicht mehr. Der Mazda hat diese Art von einfacher, angenehmer Atmosphäre, die einen auf fast schon buddhistisch-meditative Art einmietet. Es liegt vermutlich an einer guten Balance aus Form und Funktion, die den kompakten SUV auszeichnet. Bei Mazda nennen sie es «Jinba Ittai» und meinen damit, dass Fahrer und Fahrzeug eins werden sollen, wenn sie zusammen unterwegs sind.

Das Auto ist unaufgeregt gezeichnet, die Bedienung im Innern ist sinnvoll, aber schlicht:

einfache Drehregler für die Klimaautomatik, ein berührungsempfindlicher Bildschirm für Navigation oder Medienfunktionen, die sich auch noch über einen weiteren Drehregler einstellen lassen. Die Eingabe eines Navigationsziels könnte ich mir zwar noch etwas intuitiver vorstellen. Trotzdem: Kauft man sich so einen CX-3, wird die Einführung durch den Händler vermutlich keine fünf Minuten in Anspruch nehmen – und trotzdem ist alles drin, was man heute von einem modernen Kraftfahrzeug erwarten darf: Head-up-Display, Abstandsradar-Tempomat, Spurhalteassistent, Toter-Winkel-Warner, aber auch Sitzheizung et cetera.

Fährt der CX-3, fällt zunächst ein angenehm kerniger und gleichzeitig nicht zu vorlauter Motorenklang auf, der 4-Zylinder-Benzinmotor mit 150 PS beschleunigt vor allem auf den ersten Metern ziemlich munter und läuft erfreulich ruhig auf der Autobahn. Die Laufruhe ist unter anderem die Folge eines Programms, das Mazda «Skyactiv» nennt und das Karosserie, Fahrwerk, Motor und Getriebe auf die per-

fekte Mischung aus Effizienz und Fahrleistung optimiert und dabei das «weltweit beste Verdichtungsverhältnis bietet». Man kann es so sehen: beste Technologie auf engstem Raum.

Was mir an Mazda gefällt ist, dass dieser relativ kleine Hersteller sich getraut, nicht mit dem Mainstream zu fahren. Die ganze Welt ist auf Turbomotoren umgestiegen, weil die zwar auf dem Prüfstand verbrauchsgünstig wirken, aber in der Alltagsrealität der meisten Fahrer sich oft recht durstig zeigen. Mazda setzt weiterhin auf Saugmotoren, die ruhiger laufen, besser klingen und im Fall des CX-3 im Test die übersichtliche Menge von 7 Litern Super auf 100 Kilometer verbrauchen.

Natürlich gibt es den Mazda auf Wunsch mit einem intelligenten Allradsystem, und das Fahrwerk überzeugt durch die fein abgestimmte Balance aus Komfort, Agilität und Rückmeldung. Damit sind wir wieder bei «Jinba Ittai», was im Japanischen ursprünglich die Einheit von Pferd und Reiter beschreibt und tatsächlich gut zum CX-3 passt, einem kompakten, höchst harmonischen Auto mit einem sehr guten Preis-Leistungs-Verhältnis.

Mazda CX-3 Skyactiv-G 150 AWD Revolution
Leistung: 150 PS/ 110 kW, Hubraum: 1997 ccm;
Drehmoment: 207 Nm bei 2800 U/min;
Höchstgeschwindigkeit: 195 km/h;
Beschleunigung 0–100 km/h: 9,7sec;
Verbrauch (EU-Norm): ab 6,7 l/100 km;
Preis: Fr. 32 490.–; Testauto: Fr. 39 488.–

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als stillende Veganerin behaupten, dass man sein Baby vegan ernährt?

Wilfried Schelling, Meggen

Nein, denn Milch ist Milch, egal, ob von einer Veganerin produziert oder von einer Kuh. Erstere tun ja sogar alles Erdenkliche, um Milchprodukte zu ersetzen: Sie trinken Reis-, Mandel- oder Hafermilch, essen veganen Käse aus Kartoffelstärke, Palmöl und Nüssen et cetera. Hoffen wir also, dass Ihre Veganerin ihr Baby möglichst lange stillt und nicht auf die Idee kommt, ihm originelle Smoothies als Ersatz zu füttern. *Daniela Niederberger*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Mutti» freut sich, dass sie auch mal jemand liebhat. Wenn doch mehr Staatsoberhäupter miteinander kuscheln würden.» *Heide-Lore Häuser*

Schlag ins Gesicht

Nr. 47 – «Spesenritter der traurigen Gestalt»; Christoph Mörgeli über das VBS

Das ist ein Schlag ins Gesicht aller Armeeangehörigen. Jetzt sind die Konsequenzen zu ziehen. Auch wir haben unsere Milizoffiziersfeste gefeiert, die Zeche aber privat bezahlt. Skandalös ist, dass das VBS unter allen Departementen die absolut höchsten Spesen ausweist. Wir brauchen keine Armeearbeiter mehr, wenn die Armee und das VBS solche Misswirtschaft zulassen, zumal mit unseren Steuerfranken anders umzugehen ist.

Roger E. Schärer, Feldmeilen

Blackout

Nr. 47 – «Totalp der Atomenergie»; Peter Bodenmann über Solarenergie

In der Nacht scheint die Sonne nicht. Dann braucht es Batterien. Der Erntefaktor (EROI) von Batterien plus Solaranlagen ist unter eins, das heisst: Der Bau des Systems frisst mehr Energie, als man herausholt. Die Energiestrategie ist tot, bevor sie beginnt. Weil uns dank den Atomgegnern Kernkraftwerke fehlen (Kaiseraugst, Graben, Rüthi), steuern wir auf einen Blackout hin. Die Lieferverträge mit Frankreich laufen aus, und Deutschland schaltet seine AKW ab. Kurzfristig wird es Gas- und Dampf-Kombikraftwerke brauchen, langfristig Kernkraft.

Laurenz Hüsler, Egg bei Zürich

Seelisches Leid

Nr. 47 – «Auftragsmörder»; Editorial von Roger Köppel

Hut ab für den Mut, sich so klar zu positionieren. Ich bin überzeugt, dass dieses Beseitigen von ungeborenen Menschen auf unsere Gesellschaft zurückschlagen wird. Wie, das will ich getrost dem überlassen, der Leben erschaffen kann und dem als Einzigem das Recht zusteht, es uns wieder zu nehmen. *Nick Stähli, Zell*

Christen glauben an eine unsterbliche Seele mit einem Gottesfunken und sehen dies als Voraussetzung des Lebens eines lebendigen Wesens an. Dies zu glauben, ist nichts Unvernünftiges, auch wenn noch kein Mensch eine Seele mit Gottesfunken nachgewiesen hat. Nicht alles Unsichtbare ist nicht existent. Aber wenn eine mächtige Person behauptet, dass eine Frau, die einen Embryo abtreibt, eine Mörderin sei, fügt sie dieser seelisches Leid zu. Das ist im Christenglauben Sünde. Und wenn Ärzte solche Dienste verantwortungsvoll für eine Frau erbringen,

sind sie auch keine Auftragsmörder. Das ist üble Nachrede. Man soll aber auch nicht leichtsinnig abtreiben. Diesen Leichtsinns hat der Mensch jedoch Gott gegenüber zu verantworten – und nicht dem Staat. *Walter Schriber, Mettmenstetten*

Beim Film «Female Pleasure» überkommt einen ja die grosse Ödnis angesichts des katholischen Kirchenapparats. Nichtsdestotrotz sind es zwei dünne Wollfäden in der Liturgie, die dem Irrsinn locker Paroli bieten: «Lamm Gottes, du nimmst hinweg die Sünde der Welt, erbarme dich unser» oder «Ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund». Sonntägliche Penetranz der guten Art.

Barbara Peter, Wil

Lebensgefährlicher Einsatz

Nr. 46 – «Reporter und andere Spione»; Alex Baur über Recherchen im Islamisten-Milieu

Kurt Pelda ist der beste Journalist der Welt! Seine Berichte sind spannend und zeugen von lebensgefährlichem Einsatz. Dass der Islam eine Gefahr darstellt, ist den Linken egal. Wenn es so weitergeht, sind die Muslime in unserem Land in zwanzig Jahren in der Mehrheit, und dann wird es keine Freiheit mehr geben. Ich habe persische Wurzeln, und der Islam hat auch mein schönes altes Heimatland, den Iran, zerstört. *Arash Yaraghchi, Winterthur*

Kuscheln

Nr. 46 – «Westeuropäische Nabelschau»; Hansrudolf Kamer zum Weltkriegsgedenken

So ein schönes Foto von Merkel und Macron! «Mutti» freut sich, dass sie auch mal jemand liebhat. Wenn doch mehr Staatsoberhäupter miteinander kuscheln würden.

Heide-Lore Häuser, Einsiedeln

Purer Genuss

«Denkanstoss»; Rätselserie der *Weltwoche*

Statt auf stürmische Kreuzfahrt wöchentlich auf Kreuzwort-Jagd: vom «Fastfood-Verächter» zu Caesars «alea jacta est». Ein purer Genuss durchs ganze Jahr hindurch!

Hans Versell, Münsingen

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
14				15	16			17	18			
19												
20					21				22			
			23	24				25	26			
27		28						29		30		31
32				33	34		35			36	37	
				38			39		40			
41	42		43	44					45			
46				47			48					
49									50			
	51						52					

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Irgendwie tierische Schmerzen

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Es heisst, er lebte paradiesisch. 5 Anfang 2013: Opération Serval, dort in Afrika. 9 Präsidialer Hussein aus Honolulu. 14 Wohnraum, den man von Schiffen her kennt. 16 Die Situation ergibt sich aus solcher Besprechung. 18 Quecksilbrig, aber ungiftig. 19 Profanierung. 20 Beim Bündner Ferienort denken Brasilianer an die Rose. 21 Ein Trumpf, wenn sie beim Jass einen Zweitnamen hat. 22 Mit der ... erkennen wir, dass die ... ein ungeniessbarer Fisch ist. 23 Er benimmt sich wie einer, der man nicht sein will. 25 Sie ist in den USA, was sie als ethnische Minderheit in China sind. 27 Das Lied behalten Spieler dieses Spiels wohl eher im Gedächtnis. 29 Amerikanern bekannte pekuniäre Untereinheit. 32 Staat, statt Monarchie längst Theokratie. 33 Beliebt, der schwanzlose Fisch. 36 Solche Ringe verändern bei ihr viele Dinge. 38 Mitreissender Schwung. 39 Er steht hinter dem Landgut aus den USA. 41 Japanischer Physiker mit Gitter-Affinität. 44 Mit Charlie aus Spanien konnte man viel lachen. 45 Sie sind sehr gute Schwimmer. 46 Wird bei Arnold Schwarzenegger kaum erwähnt. 48 Strotzen und glotzen. 49 Das Schweizer Ostufer war eine britische Kronkolonie. 50 Er zeigt die virtuose Poesie der Füsse. 51 Ohne Boden ein geflügeltes Wort. 52 Verbundensein der digitalen Art.

Senkrecht — 1 Magma: eruptiert und etwas verschoben. 2 Nur Gerede - oder liegen sie doch in Böhmen? 3 Teil der Ackerbaulehre. 4 Diese diplomatische Vertretung steht für eine höhere Berufung. 6 Buchstabenrätzel: sich behaglich ausgestreckt ausruhen. 7 Solcher Art ist das Denken unorthodox. 8 Haus aus dem hohen Norden. 10 Die Strassen werden erst mit ihnen verkehrstüchtig. 11 Wie Señorita ihr Wasser mag. 12 Belarus, hauptsächlich städtisch. 13 An aquatische Lebensweise adaptiertes Lebewesen. 15 Am Ende fehlen nur zwei Buchstaben zu 48 waagrecht. 17 Eine solche Betätigung kann erhellend wirken. 24 Golfan Samuel und sein nunmehr weltberühmter Cup. 26 Franz war ein deutscher Dichter, Heinrich nur fast. 27 Der Zeitraum lässt für Pausen Raum. 28 Sie klingt eine Oktave tiefer als ihr Namensvetter. 30 Die Hauptstadt passt zu 32 waagrecht. 31 Zetern hilft irgendwie, den römischen Komödiendichter zu eruieren. 34 Er mag es besonders in extenso. 35 Da ist viel Tempo drin und es hört sich gut an. 37 Loriot setzte der Birne ein filmisches Denkmal. 40 Wenn's um Flamenco geht, ist sie immer mit Nina verbunden. 42 Englisch und dazu verrückt. 43 Die Krankheit braucht in den USA ebensolche Hilfsmittel. 47 Bei ihr ist der Kunde König, wenn auch nur kurz.

© Fritz Müller - Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 594

O	V	U	M	N	O	C	H	S	A	R	D	E		
A	I	R	E	S	M	A	L	H	R	E	A	L		
S	T	A	R	T	H	I	L	F	E	K	A	B	E	L
E	R	N	I	E	N	A	T	I	R	E	N	E		
I	T	I	T	A	N	D	I	A	E					
A	N	G	E	L	A	D	H	S	T	V				
N	E	O	N	B	E	A	G	L	E	I	A	O		
C	U	S	U	R	A	B	L	E	S	E	R			
O	T	R	A	S	T	E	L	E	I	K	R	K		
N	O	M	E	N	R	G	E	O	L	O	G	E		
A	M	E	R	I	K	A	N	L	E	R				
E	T	O	N	G	N	E	N	N	E	R				

Waagrecht — 1 (N-) OVUM 5 NOCH 9 SARDE 14 (Buenos) AIRES 16 MAEH 18 REAL 19 STARTHILFEKABEL 20 ERNIE (TV-Serie Stromberg, Berthold „Ernie“ Heisterkamp) 21 NATI 22 RENE 23 TITAN 25 DIA (-na) 27 ANGELA 29 ESTV (Abk. f. Eidg. Steuerverwaltung) 32 NEON 33 BEAGLE 36 IAO (Internationale Arbeitsorganisation) 38 SUR (franz. f. sicher) 39 ABLESER 41 OTRA 44 STELE 45 IKRK 46 NOMEN 48 GEOLOGE 49 AMERIKANER (Der stille A.: Buchtitel) 50 ESEL 51 ETON (umgekehrt: Note) 52 NENNER

Senkrecht — 1 OASE 2 VITRINE 3 URAN 4 MERITEN 6 OMINA (Plural von Omen) 7 CALANDA 8 HEFT 10 ARARAT (Berg in der Türkei) 11 REBE 12 DAENE 13 ELLE (franz. f. sie) 15 STEIL 17 HEIDELBEERE 24 TABUS 26 ISEL (Seil) 27 ANCONA 28 GOURMET 30 VISKOSE 31 TORDEL (regional verwendetes Wort für Kelter) 34 ERTRAG 35 GALGEN 37 AERGER 40 EILEN 42 TOME 43 AERO (-flot, russ. Flugesellschaft) 47 NIN (Anais, franz. Schriftstellerin, Das Delta... = Buchtitel)

Lösungswort — **NIEDERLAGEN**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



ROLEX

DIE DATEJUST

Der Archetyp der modernen Armbanduhr schlägt seit 1945 Brücken
über Generationen durch beständige Funktionalität und
zeitlose Ästhetik. Rolex. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 36

BUCHERER

1888

bucherer.com